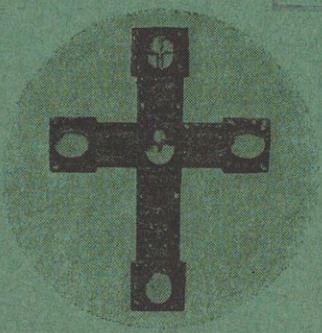
C 1938

UNSERE DIÖZESE

in Vergangenheit und Gegenwart

Bibliothek



Zeitschrift des Vereins
für Heimatkunde im Bistum Hildesheim

1963 Hildesheim 32. Jahrgang

C
1938
56

Inhaltsverzeichnis

Robert Figge

Das Drama „Sapientia" oder das „Martyrium der heiligen Jungfrauen Fides, Spes und Caritas" der Hrotsvitha von Gandersheim 1

Hermann Engfer

Weihbischof Adam Adami und sein Wirken im Bistum Hildesheim 13

Heinz Röhr

Der Jagdfries von Königslutter 32

Hans Hahnemann

Hans Schlitte 38

Robert Figge

Abgott Krodo und Krodoaltar 48

Klaus Berger

Godehard Ontrup (1773-1826), der erste katholische Pfarrer in Goslar seit der Reformation 53

Konrad Algermissen

Der Hildesheimer Hezilo-Dom und seine Kunstschätze . . 72

Niedersächsische Landesbibliothek Hannover

Das Drama „Sapientia“ oder das „Martyrium der heiligen Jungfrauen Fides, Spes und Caritas“ der Hrotsvitha von Gandersheim

Von Robert Figge, Celle

Das letzte Drama der Hrotsvitha, die „Passio Sanctarum Virginum Fidei, Spei et Karitatis“ behandelt den Märtyrertod dreier christlicher Jungfrauen, der Töchter der Sapientia, die angeblich unter Kaiser Hadrian (117-138 n. Chr.) in Rom gelitten haben sollen. Die Namen der drei Jungfrauen — zu deutsch: Glaube, Hoffnung und Liebe, sprechen dafür, daß es sich nicht um einen historischen Vorgang, sondern um eine Legende handelt[1].

Die Personen des Stückes sind: Kaiser Hadrian, sein Ratgeber Antiochus, eine christliche Matrone mit Namen Sapientia, deren drei Töchter Fides, Spes und Caritas und christliche Frauen. Hadrian ist als eine Art Bramarbas dargestellt wie der Söldnerführer Thraso in den „Eunuchen“ des Terenz. Der Schmeichler Antiochus ist ein getreues Abbild des Parasiten Gnatho aus demselben Stück. So zeigt gerade dieses Drama die Absicht Hrotsvithas, die Werke des römischen Dichters Terenz zu ersetzen, der in seinen Dramen manches Anrüchige bringt, dessen Werke aber als Unterlage für den Sprachunterricht in den Klöstern dienten. Das Drama läßt sich in acht Szenen einteilen.

[1] Benedixen sieht in dem Stück eine symbolische Darstellung des Kampfes zwischen Christentum und heidnischer Philosophie. Nach ihm ist Sapientia die Vertreterin der christlichen Lehre, Hadrian Vertreter des Heidentums (Benedixen im „Altonaer Gymnasialprogramm“ von 1853). Die Münchener Handschrift der Werke Hrothsvithas läßt ein „argumentum“, d. h. eine kurze Einleitung dem Stück vorangehen, das, wie auch in den anderen Stücken, vom Inhalt des Dramas etwas abweicht. So nennt das „argumentum“ den Kaiser Diokletian († 313), während das Drama von Hadrian († 138) spricht. Christenverfolger waren beide, Hadrian allerdings in recht gemäßigter Weise. Er war ein Freund von Wissenschaft und Kunst, religiös aufgeklärt und tolerant, im Unterschied zum Drama Hrotsvithas ein Gegner von Denunziationen.

Niedersächsische Landesbibliothek Hannover

1963. 10781

In der **ersten Szene** befinden wir uns im Kaiserpalast zu Rom. Antiochus ist bei seinem Herrn, dem Kaiser Hadrian. Mit schwülstigen Worten wünscht er dem Kaiser eine gesegnete Regierung und Erfolg über alle, die versuchen, den Staat zu erschüttern. Der Kaiser nimmt diese Worte gnädig auf. Antiochus fährt fort, er werde sich des ihm gewährten Vertrauens stets würdig erweisen und vor allem dem Kaiser jede wichtige Neuigkeit, die ihm zu Ohren komme, berichten. Dieser entgegnet, er halte das für selbstverständlich; denn auf Denunziation beruhe jede Despotie. Hadrian fügt noch warnend hinzu, falls sich Antiochus säumig erzeige, würde er sich des Majestätsverbrechens schuldig machen. Antiochus weiß dieses sehr wohl; deshalb beginnt er sofort mit einer Denunziation. Es sei eine fremde Frau mit ihren drei Töchtern in Rom angekommen. Als der Kaiser hört, daß es sich um Frauen und Mädchen handle, hält er die Sache für ungefährlich und will darüber hinweggehen. Antiochus zeigt sich anderer Ansicht. Die Ankömmlinge seien staatsgefährlich. Ihre Ankunft sei ein „permagnum rei publicae detrimentum", eine sehr große Gefahr für das Reich. Denn diese Frauen seien Christen und würden die Glaubenseinheit des Volkes stören. Nichts sei aber gefährlicher für den öffentlichen Frieden als eine Glaubensspaltung. Das gibt der Kaiser zu. — Es ist erstaunlich, daß Hrotsvitha dieses zu ihrer Zeit schon erkannte. Die Richtigkeit hat sich später deutlich gezeigt, besonders in Deutschland. — Hadrian denkt auch an die schweren Verbrechen, die der Volksmund den Christen damals — fälschlicherweise — zur Last legte. Die Christen galten unter anderem als die Anstifter des Brandes unter Kaiser Nero (Tacitus, Annales XV, 44). Antiochus fährt mit der Warnung fort, die fremde Frau wolle sicher gerade in Rom die Religion verkünden, die jede Gemeinschaft mit Andersgläubigen ablehne. Darauf befiehlt der Kaiser, die angekommene Frau mit ihren Töchtern festzunehmen und ihm vorzuführen.

In der **zweiten Szene** greift Antiochus die Mutter mit ihren drei Töchtern in den Straßen von Rom auf und befiehlt ihnen, sofort vor dem Kaiser zu erscheinen. Sapientia ist sogleich bereit. Antiochus legt diese Bereitwilligkeit als den bei Christen üblichen Trotz und Starrsinn aus. Sapientia entgegnet ihm, Gott werde sie schützen.

In der **dritten Szene** steht Sapientia mit ihren drei Töchtern vor dem Herrscher. Hadrian bewundert ihre Schönheit: „pulchritudinem obstupesco", ähnlich wie in den früheren Komödien des Dulcitius, aber nicht mit so niedrigen Nebengedanken, wie sie jener hatte. Antiochus redet dem Kaiser dazwischen und bittet ihn, die Frauen zu zwingen, den Göttern zu opfern. Hadrian aber will es zunächst mit Milde versuchen. Deshalb redet er der Mutter freundlich zu, die Götter

des Staates zu ehren. Dann werde sie seiner Freundschaft sicher sein. Er sorge sich, so fügt er hinzu, wie ein Vater um das Wohl ihrer Töchter. Aber der Kaiser findet mit solchen Reden bei der edlen Matrone keinen Anklang. Darauf macht er ihr ein Kompliment wegen ihrer hohen Abkunft. Er hat allerdings auch damit bei Sapientia keinen Erfolg. Wohl erwidert sie, sie sei fürstlichen Blutes; aber irgendwelchen Adelshochmut habe sie deshalb nicht: „Licet sanguinis superbia nobis sit parvi pendenda, tamen clara et stirpe me orginem non nego trahere." — Wie schon in der Gangolflegende („Unsere Diözese", 1956, S. 59) wendet sich auch hier die hochadlige Stiftsdame Hrotsvitha nochmals gegen jeglichen Adelshochmut. Dabei ist sich Sapientia ihrer hohen Abkunft sehr wohl bewußt: „Die ersten Fürsten Italiens sind meine Vorfahren, ich heiße Sapientia." Sapientia fühlt sich als Tochter göttlicher Weisheit und stellt diese ihre Stellung weit über ihr adlige Abstammung. Der Kaiser, der den Sinn ihrer Worte nicht versteht, antwortet, ihre ganze Erscheinung entspräche ihrem Namen. Sapientia weist auch diese Schmeichelei zurück. Dann fragt Hadrian sie, warum sie überhaupt nach Rom gekommen sei. Sie antwortet, sie wolle hier das Christentum noch tiefer erfassen lernen. Darauf erkundigt sich der Kaiser nach dem Namen der drei Töchter und will auch ihr Alter wissen. Wir erfahren, daß Caritas, die jüngste der Töchter, erst 8 Jahre, zwei Olympiaden, Spes 10 Jahre, zwei Lustren, und Fides 12 Jahre, drei Olympiaden, alt seien. Aber diese Antwort erhält Hadrian nicht in einfachen Zahlenwerten, sondern eingekleidet in lange arithmetische Erörterungen, die Hrotsvitha im Anschluß an den römischen Dichter Boetius († 524) ihren Hörerinnen, den Kanonissen von Gandersheim, vorträgt[2].

Nach den Exkursen in der Dialektik im „Calimachus" und der Abhandlung des „Pafnutius" über die Arithmetik, bekanntlich der Mutterwissenschaft der Musik, nennt Sapientia die acht Jahre der Caritas eine verminderte gerade Zahl (inminutum pariter parem), die 10 Jahre der Spes eine verminderte gerade ungrade Zahl (inminutum pariter imparem) und die zwölf Jahre der Fides eine überhöhte ungrade grade Zahl (superfluum impariter parem). Der Kaiser, der von diesen Dingen nie etwas gehört hat, nimmt die Abschweifung vom Verhör zunächst ruhig hin und fragt nach der Bedeutung dieser Begriffe. Darauf gibt Sapientia folgende Erklärung: „Die Zahlen zerfallen zunächst in überhöhte, verminderte und vollkommene (superflui, inminuti et perfecti). Eine verminderte Zahl sei eine solche, deren Bruchteile, zusammengerechnet, diese Zahl nicht erreichen, wie z. B. „die Zahl acht"; ihre Bruchteile eins, zwei und vier ergäben nur sieben, also weniger als

[2] De aritmetica, liber I, c. IX-XI u. XX. (Migne PL 63, Sp. 1085 u. 1097).

acht. Auch die „Zahl 10" sei eine solche; denn ihre Bruchteile eins, zwei und fünf ergäben nur acht. Die „Zahl 12" bei Fides dagegen sei eine überhöhte Zahl; denn ihre Bruchteile eins, zwei, drei, vier und sechs ergäben zusammen sechzehn, also mehr als zwölf. Eine vollkommene Zahl sei eine solche, bei der die Summe der Bruchteile genau wieder die gleiche Zahl ausmache. Eine solche Zahl sei z. B. die sechs; denn deren Bruchteile eins, zwei und drei ergeben wieder sechs. Weitere Zahlen dieser Art seien 28, 496 und 8128. Diese Zahlen seien vollkommen, weil sie im Gegensatz zu anderen Zahlenarten die rechte Mitte halten: „qui inter inaequales intemperantias medii temperamentum limitis sortitus est." — Also hier wieder der antike Gedanke des rechten Maßes und der rechten Mitte[3]. Es bleiben noch die Begriffe pariter par, pariter impar und impariter par. Pariter par, auch grade Grade genannt, ist eine Zahl, die sich durch zwei teilen läßt und deren Hälften sich immer weiter halbieren lassen, bis man schließlich zur eins gelangt, also z. B. eins, zwei, vier, acht, sechzehn und zweiunddreißig. Pariter impar, grade Ungrade, sind Zahlen, die sich halbieren lassen, deren Hälften aber nicht mehr weiter durch zwei geteilt werden können, wie z. B. sechs, zehn, vierzehn und zweiundzwanzig. Sie sind also Verdoppelungen ungrader Zahlen. Impariter par, ungrade Grade werden solche Zahlen genannt, deren Hälften sich zwar noch halbieren lassen, bei denen man aber nicht zur eins gelangt, wie z. B. vierundzwanzig, achtundzwanzig. Sie entstehen durch die Vervielfältigung einer einfachen graden Zahl mit einer graden Ungraden. Demnach sei, sagt Sapientia, die „acht" der Caritas pariter par, die „zehn" der Spes pariter impar und die „zwölf" der Fides impariter par[4]. Sapientia schließt ihren Vortrag mit den Worten, aus diesen Zahlen leuchte die Weisheit des Schöpfers hervor, der alles nach Maß, Zahl und Gewicht geordnet habe. Diese Weisheit offenbare sich auch im Alter des Menschen. — Also auch hier soll die Wissenschaft der Zahlenlehre der Vertiefung der Gotteserkenntnis, dem Erlösungswissen, nicht wie heute, rein praktischen Zwecken, d. h. dem bloßen Leistungswissen, dienen. Der Kaiser, der genug von dieser Wissenschaft gehört hat, bricht die Erörterungen ab und befiehlt den Frauen, ihm Gehorsam zu leisten, d. h. den Göttern zu opfern; sonst werde er sie der Folterung übergeben. Aber die Gefangenen bleiben standhaft. Es ist inzwischen Abend geworden. Der Kaiser bricht das Verhör ab und gibt den Frauen eine Bedenkzeit von drei Tagen. Inzwischen sollen sie in Haft gehalten werden.

[3] Boetius hat offenbar Augustins „Gottesstaat" XI, 30 gekannt.
[4] Vgl. über diese Zahlentheorie u. die heutigen mathematischen Formeln O. Piltz, Die Dramen der Roswitha von Gandersheim (Reclam o. J.) 181 ff.

In der **vierten Szene** warten die Frauen ungeduldig auf die Fortsetzung des Verhörs. Die Mutter ermahnt die Töchter, standhaft zu bleiben.

Die **fünfte Szene** spielt im Gerichtssaal des kaiserlichen Palastes. Mutter und Töchter werden vorgeführt. Der Kaiser ist wieder von Antiochus begleitet. Er fragt die sich gegenseitig nochmals zur Standhaftigkeit ermahnenden Frauen, ob sie sich inzwischen besonnen hätten und opfern wollten. Sapientia weist, zugleich im Namen ihrer Töchter sprechend, die kaiserliche Forderung zurück. Da stachelt Antiochus seinen Herrn auf, endlich schärfer vorzugehen. Er gibt den bösartigen Rat, zunächst die Töchter vorzunehmen, um so durch deren Pein die Mutter um so härter zu treffen. Das sei wohl der einzige Weg, die Weiber gefügig zu machen. Der Kaiser stimmt diesem Vorschlag zu. Er läßt sich zunächst die älteste Tochter, Fides, vorführen und befiehlt ihr, dem Bilde der Diana den üblichen Opfertrank zu spenden. So würde sie seine Gnade erkaufen und von Strafe befreit werden. Fides aber verlacht den Kaiser. Sie sagt, es sei Torheit, an Stelle des Schöpfers des Alls ein ehernes Bild anzubeten. Da ist die Geduld des Kaisers erschöpft. Er befiehlt, die Jungfrau auszupeitschen, eine Strafe, die bei den Römern für Frauen ungewöhnlich war. Hadrian ordnet an, daß zwölf Henker einander ablösen sollen. Dazu gibt Antiochus seinen Beifall. Der Befehl des Kaisers wird durchgeführt. Aber die Henker ermüden, ohne daß sie der Jungfrau weh zu tun vermögen. Nunmehr folgt eine Tortur der anderen. Es werden der Fides die Brüste abgeschnitten; aber statt Blut fließt Milch heraus. Dann wird sie auf einen glühenden Rost gelegt. Auch diese Tortur ist vergebens. Sie wird darauf in einen Kessel mit kochendem Pech und Wachs geworfen; aber auch dadurch wird ihr Körper nicht verletzt. Auf Rat des Antiochus läßt Hadrian schließlich die Jungfrau, damit sie nicht Sieger bleibe, enthaupten. Vor ihrem Tode ermahnt Fides ihre Schwestern, standhaft auszuharren. Es fällt ihr Haupt. Die Mutter nimmt es auf, küßt es und spricht: „Ich bette meiner toten Tochter Haupt in meinem Schoß. Ich presse meine Lippen auf die ihren und küsse sie vielmals. Ich preise dich, o Christus, der Du dem schwachen Kind so herrlichen Sieg verliehen hast."

Dann kommt die zweite Schwester, die achtjährige Spes, an die Reihe. Auch sie lehnt, den Kaiser verhöhnend, das Götzenopfer ab. Sie wird ausgepeitscht, dann aufgehängt und ihr Leib mit Eisenhaken zerrissen, bis die Knochen bloßliegen. Antiochus lobt seinen Herrn wegen seiner Grausamkeit. Spes nennt den Antiochus einen falschen Fuchs und Werwolf: „Des Fuchses Arglist spricht aus deinem Munde, Antiochus, und wie ein Werwolf schmeichelst du und trügst." Bei der

Vollziehung der vorerwähnten gräßlichen Strafe entströmt den Wunden herrlicher Duft. Dann wird Spes in einen Kessel geworfen, der mit siedendem Öl, Wachs und Fett gefüllt ist. Der Kessel birst. Die umstehenden Henker verbrennen, während die Jungfrau unverletzt bleibt. Nun wird auch Spes enthauptet. Voll Gottvertrauen und in Hoffnung auf die Herrlichkeit der Himmelsseligkeit gibt Spes unter dem Schwerte des Henkers den Geist auf. Vorher hat sie noch ihre überlebende Schwester Caritas ermahnt: „O Caritas dilecta, o soror unica! Ne formides tyranni minas, ne trepides ad poenas, nitere constanti fide imitari sorores ad coeli palatium praecedentes."

Nach ihrem Tode ermahnt auch die Mutter ihre Tochter Caritas noch einmal zur Standhaftigkeit. Der Kaiser sucht ihr entgegenzukommen. Er verlangt kein Opfer mehr von ihr, sondern nur die Anrufung der Diana. Caritas weist aber auch dieses Ansinnen des Kaisers zurück. Sie und ihre Schwestern, erwidert sie, seien von den gleichen Eltern gezeugt und durch das gleiche Sakrament der Taufe gestärkt. Sie hätten deshalb auch alle den gleichen Glauben und die gleiche Kraft. Ihr Wollen, Fühlen und Denken seien gleich. Sie werde sich deshalb auch nicht von ihren Schwestern trennen: „Ego quidem et sorores meae, eisdem parentibus genitae, eisdem sacramentis imbutae, sumus una eademque fidei constantia roboratae; quapropter scito: nostrum velle, nostrum sentire, nostrum sapere unum idemque esse, nec me in ullo umquam illis dissidere." Auf diese Wort hin übergibt der Kaiser dem Antiochus die Jungfrau zur Folterung. Caritas soll zunächst ausgepeitscht und, wenn das nichts helfe, in einem glühenden Ofen verbrannt werden, der schon drei Tage geheizt war. Antiochus übernimmt mit Freude den Auftrag des Kaisers.

In der **sechsten Szene** kehrt Antiochus zum Kaiser zurück und berichtet in großer Bestürzung, was geschehen ist. Die Peitschenhiebe haben dem Kinde nichts anhaben können. Darauf habe er die Jungfrau in den Ofen werfen lassen; aber die Flammen seien herausgeschlagen, 5000 und mehr umherstehende Heiden seien vernichtet. Das Mädchen aber sei heiter durch die Flammen hindurchgeschritten, beschützt von drei weißgekleideten Männern. — Hierbei hat offensichtlich der biblische Bericht von den drei Jünglingen im Feuerofen als Vorbild gedient. Als der Kaiser das hört, befiehlt er, auch die jüngste Tochter zu enthaupten.

In der **siebten Szene** wird Caritas von Antiochus und den Henkern auf den Richtplatz geführt. Die Mutter begleitet ihre jüngste Tochter auf dem letzten Gange. Auch von anderen christlichen Frauen wird sie begleitet. Nach herzlichem Abschied von der Mutter fällt das Haupt der Caritas. Danach schickt sich Sapientia mit anderen Frauen an, das

Kind zu begraben. Wie üblich, soll das Begräbnis außerhalb der Stadt am dritten Meilenstein erfolgen. — Man begrub, wie bekannt, in der Antike die Toten durchweg am Rande der großen Straßen (z. B. an der Via Appia). Bei hingerichteten Personen war freilich nach römischem Strafrecht ein ehrenvolles Begräbnis in der Regel nicht gestattet. Hier wurde es offenbar erlaubt. Jedenfalls stellt die Dichterin es so dar.

In der **achten Szene** dankt Sapientia den anderen christlichen Frauen am Begräbnisplatz für ihre Teilnahme und Hilfe. Dann ruft sie in einem feierlichen Gebet Gott an und bittet ihn, nun auch sie selbst in sein Reich aufzunehmen.

Das Drama „Sapientia" ist im übrigen wohl das schwächste Stück der Dichterin. Die Märtyrerszenen mit ihrem immer weiter sich steigernden Grausen wirken abstoßend. Aber von dem christlichen Dichter Prudentius (348-410), an dessen „Romanuspassion" unser Drama erinnert, bis zur Malerei des Barock sind derartige Vorgänge häufig Gegenstände der christlichen Kunst. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß das Drama den Lesern und Hörern den hohen Glaubensmut der alten Kirche vor Augen hält und lehrt, daß kein Leid, keine Marter und Qual den Menschen davon abhalten darf, seinen Glauben standhaft zu bekennen[5].

Der Stoff der Komödie ist offensichtlich dem biblischen der Makkabäischen Mutter und ihren sieben Söhnen nachgebildet (2 Makk 7). Auch hier sterben die sieben Söhne nach unerhörten Martern im Angesicht der Mutter. Auch hier sucht der syrische König Antiochus die Söhne immer wieder zu überreden, von ihrem Glauben abzufallen. Der Name Antiochus kommt auch in unserer Komödie vor. Wie in der biblischen Erzählung stirbt hier gleichfalls die Mutter eines natürlichen Todes. Endlich sind auch hier, ähnlich wie in Hrotsvithas Dichtung, theologische Erörterungen eingeflochten. Sie beziehen sich in der biblischen Geschichte auf den Glauben an das jenseitige Leben, der sonst im Alten Testament kaum eine Rolle spielt, aber im Makkabäerbuch auf einmal stark durchbricht. Die Makkabäerbücher haben im Mittel-

[5] Der Franzose Magnin meint in seinem Théatre de Hrotsvitha ect (Paris 1854), daß die Dichterin zu ihrem Drama durch die Geschichte der Ludolfinger, der Gründer von Gandersheim, angeregt worden sei. Wie die Sapientia habe auch die Herzogin Oda, die Gründerin des Kanonissenstiftes, Gattin des Sachsenherzogs Ludolf, ihre drei Töchter überlebt. Dieser Vergleich ist nicht richtig. Die drei Töchter der Oda waren keine Märtyrerinnen, sondern nacheinander die ersten Äbtissinnen von Gandersheim. Oda starb 913 (106 Jahre alt), die jüngste Tochter Christine aber 919, also nach dem Tode ihrer Mutter. Es liegt also in keiner Weise ein Vergleich vor, ganz abgesehen davon, daß Oda mehr als drei Töchter hatte.

alter immer eine besondere Rolle gespielt. Vielleicht ist die Dichterin auch durch die Legende von der hl. Felicitas und ihren sieben Söhnen, die alle dem Glaubenstod zum Opfer fielen, zu ihrer Dichtung angeregt worden. Einer der Söhne, der hl. Alexander, wurde in Niedersachsen hoch verehrt, nachdem seine Gebeine 851 von Rom nach Wildeshausen in Holstein übertragen waren, wie das die Translatio S. Alexandri erzählt[6].

Der Holzschnitt zu dem Drama „Sapientia" aus dem Celtisdruck der Werke der Hrotsvitha, der in unserem Heft veröffentlicht ist, von 1501, zeigt im Vordergrund die drei Töchter im Grabe, darüber die Mutter in einer Haltung, die wohl andeuten soll, daß sie nach ihren verstorbenen Töchtern zum Himmel schwebe. An der linken Seite des Bildes steht Kaiser Hadrian in türkischer Tracht. Der Türke galt um 1500 als Ausgeburt des Bösen. Im Hintergrund sehen wir eine Kirche mit einem geborstenen Turm.

Das Urteil des gelehrten Literaturhistorikers A. Baumgartner SJ über die Dramen Hrotsvithas gilt ganz besonders für das Drama „Sapientia": „Eine kunstvolle Charakteristik findet sich ebensowenig wie eine spannende Verwicklung. Alles ist überaus primitiv und naiv. Und dennoch beweisen diese leicht hingeworfenen Skizzen ein wirkliches dramatisches Talent, Geschick für die dialogische Form, Interesse für die tiefsten ergreifendsten Probleme des Seelenlebens, eine frische realistische Beobachtungsgabe und zugleich Begeisterung für die höchsten sittlichen Ideale. In geradezu wunderbarer Fülle bieten ihre wenigen Stücke schon die Keime der meisten Motive, Verwicklungen, Charaktere, welche später das spanische Legendendrama so herrlich entfaltet hat[7]."

Das Gebet der Sapientia

Da der Verfasser dieses Artikels, Herr Dr. Figge, Celle, das Gebet der Sapientia nur in seinem wesentlichen Gehalt, und zwar in indirekter Darstellung, wiedergegeben hat, dieses Gebet aber den Höhepunkt des Dramas bildet, gebe ich als Herausgeber des Vereinsheftes im folgenden eine wörtliche Übersetzung desselben aus dem Urtext. Wir ersehen gerade aus diesem Gebet den Umfang der poetischen Kunst der Dichterin wie auch ihres theologischen Wissens, mag auch

[6] MGH SS. II., S. 673-681.
[7] A. Baumgartner, Die Lateinische und Griechische Literatur der christlichen Völker (⁴1905) 352.

COM: SEXTA FIDES SPES ET CHARITAS

die dogmatische Terminologie gelegentlich durch die poetische Ausdrucksweise ein wenig überdeckt sein. Wenn auch die wörtliche Übersetzung im Deutschen etwas steif wirkt, so wird sie doch allein dem Können Hrotswithas gerecht. Die Dichterin redet Christus mit den hebräischen Titeln „Adonay" („mein Herr") und „Emanuel" („Gott mit uns") an und fleht:

„Adonay, Emanuel, den vor aller Zeit die Gottheit des Allvaters hervorbrachte, und den in der Zeit die Jungfräulichkeit der Mutter gebar, der du in wunderbarer Weise als der eine Christus aus zwei Naturen bestehst, weder durch die Verschiedenheit der Naturen die Einheit der Person teilend noch durch die Einheit der Person die Verschiedenheit der Naturen verwischend, dich möge preisen die fröhliche Glückseligkeit der Engel, die wohlklingende Harmonie der Sphären; dich möge auch verherrlichen die Wissenschaft aller Dinge und alles, was aus dem Stoff der Elemente gebildet ist, weil du, der du mit dem Vater und dem Heiligen Geiste allein die Form ohne Materie bist und es nicht verschmäht hast, dem Willen des Vaters gemäß und unter Mitwirkung des Heiligen Geistes durch deine menschliche Natur ein leidensfähiger Mensch zu werden, ohne daß dabei die Gottheit dem Leiden unterworfen wurde, und weil du dich nicht gescheut hast, unseren Tod auf dich zu nehmen und ihn durch deine Auferstehung zu vernichten, damit niemand, der an dich glaubt, verlorengehe, sondern jeder Gläubige das ewige Leben erlange. Ich rufe mir ins Gedächtnis, daß du, vollkommener Gott und wahrer Mensch, versprochen hast, allen denen, die zur Verherrlichung deines Namens entweder den irdischen Besitz aufgaben oder die Liebe zu leiblichen Verwandten gering schätzten, müsse in der Wechselseitigkeit hundertfältigen Lohnes der entsprechende Siegespreis geschenkt werden. Durch die Hoffnung auf dieses dein Versprechen ermutigt, habe ich getan, was du befohlen hast, indem ich freiwillig meine leiblichen Kinder dahingab. Deshalb, du Heiliger, zögere nicht, deine Versprechungen einzulösen, sondern gib, daß ich möglichst bald, von den leiblichen Fesseln befreit, mich an der Aufnahme meiner Töchter erfreue, die ich ohne Zögern für dich zum Opfer dargebracht habe. Indem jene dir, dem Lamme der Jungfrau, folgen und einen neuen Lobgesang singen, möge ich, sie hörend, beseligt und durch ihre Herrlichkeit selber verherrlicht werden; und obwohl ich nicht das Lied der Jungfräulichkeit singen kann, so möge ich doch verdienen, dich mit ihnen ewig zu loben, der du nicht derselbe wie der Vater, aber dasselbe wie der Vater bist, mit dem und dem Heiligen Geiste du als der eine Herr des Weltalls und der eine König des obersten, mittleren und unteren Weltkreises herrschest

und regierest durch die unbeschränkten Jahrhunderte der unendlichen Ewigkeit."

Damit stirbt Sapientia, und die christlichen Frauen sprechen am Schluß: „Nimm sie auf, Herr! Amen."

Hrotsvitha hat in diesem Gebet die Definition des Konzils von Chalzedon (451), wonach Christus eine einzige Person, die zweite Person der Gottheit, die physische Trägerin und Inhaberin beider Naturen, der göttlichen und einer menschlichen, ist, klar zum Ausdruck gebracht. Sie hat auch, und zwar mit den Ausdrücken des Chalcedonense (inconfuse, indivise) ebenso klar ausgesprochen, daß die göttliche und die menschliche Natur Christi auch in ihrer Vereinigung zwei Naturen geblieben und ohne Vermischung und Teilung (ἀσυγχύτως, ἀδιαιρέτως) ihre Eigenart bewahrt haben. Hrotsvithas Ausdrucksweise „quem retro tempora divinitas edidit omniparentis et in tempore virginitas genuit matris" ist zwar dogmatisch nicht korrekt. Es müßte heißen, den der Allschaffende in seiner göttlichen Natur von Ewigkeit zeugt; denn es ist kirchliche Lehre: die „substantia divina (divinitas) non est generens, sed est Pater, qui generat"; mit anderen Worten, das principium quod der geistigen Zeugung des Logos ist nicht die göttliche Natur, sondern die erste Person der Gottheit, der ursprunglose Vater (Ps 2, 7; 109, 3; Hebr 1, 5 u. a.). Aus diesem Grunde kommt deshalb der Name Vater nur der ersten göttlichen Person als dem Ursprungsprinzip des Sohnes zu. Aber die Dichterin hat sicher die Wahrheit richtig verstanden; es lag ihr aber daran, diese Wahrheit in poetischer Weise auszudrücken, wobei die Terminologie mehr dem poetischen Empfinden als der dogmatischen Klarheit entsprach: dem „retro tempora" steht gegenüber „in tempore", dem „divinitas edidit omniparentis" das „virginitas genuit matris". Wie nicht die virginitas genuit, sondern die mater als virgo, so zeugte nicht die divinitas omniparentis, sondern der omniparens (im Sinne des omnipater) divina substantia. Durchaus irrig ist die Übersetzung, die O. Piltz im Reclam-Verlag veröffentlicht hat: „den vor der Zeit die Allmacht Gottes schuf"; denn der Sohn Gottes ist kein Geschöpf des Vaters, sondern vom Vater im ewigen, notwendigen, einfachen Erkenntnisakt des Vaters erzeugt, wobei der Vater die ganze göttliche Natur ohne Teilung oder Verdoppelung derselben dem Sohne in der Weise mitteilte, daß in dieser geistigen Zeugung nicht nur die substantielle Gleichheit, sondern die numerische Identität der göttlichen Natur gegeben ist.

Noch auf eine andere theologische Eigenart im Ausdruck Hrotsvithas sei bei diesem Gebet hingewiesen. Sie nennt den Logos „solus cum patre et spiritu sancto forma sine materia". Forma sine materia ist hier sicher im Sinn einer rein geistigen Wesenheit gemeint. Eine solche

„forma sine materia" ist aber jedes rein geistige Wesen, jeder Engel; Gott ist allein „a se existens forma sine materia". Der Sohn besitzt in der ewigen, geistigen Zeugung vom Vater die eine und ganze göttliche Substanz, das Sein selbst, das aus sich existiert. Deshalb spricht die ewige Weisheit, der Logos, schon im Alten Bunde: „Aus dem Munde des Höchsten bin ich hervorgegangen, der Erstgeborene vor aller Kreatur" (Sir 24, 5); und Christus sagt zu den Juden: „Wie der Vater das Leben in sich selbst hat, so hat er auch dem Sohne verliehen, das Leben in sich selbst zu haben" (Jo 5, 26). In Hrotsvithas Kennzeichnung des Sohnes Gottes als „solus cum patre et spiritu sancto forma sine materia" kommen diese Wahrheiten nicht richtig zum Ausdruck, mag auch das Richtige gemeint sein. Die poetische Darstellung läßt auch hier die Klarheit bzw. Vollständigkeit der dogmatischen Terminologie zurücktreten. Trotzdem gehört dieses Gebet der Sapientia zum Schönsten, was Hrotsvitha gedichtet hat. Algermissen

Weihbischof Adam Adami und sein Wirken im Bistum Hildesheim

Von Hermann Engfer

Wer immer sich mit der Erforschung der Quellen zur Geschichte des Westfälischen Friedens (1643-1648) beschäftigt, kann nicht übersehen Adam Adamis Geschichtswerk „De sacri Romani Imperii pacificatione Westphalica libri duo". Bilden doch diese Bände das einzige zeitgenössische Werk eines Beteiligten. Sie sind uns handschriftlich erhalten in der Hildesheimer Dombibliothek[1] und wurden 1698 zum ersten Male anonym in Frankfurt herausgegeben unter dem Titel: „Arcana pacis Westphalicae, sive plenior et ex secretioribus actis et congressibus deprompta relatio historica de s. Roma Imp. pacificatione Osnabrugo-Monasteriensi Auctore A. A.[2]. Sie erschienen dann in der folgenden Zeit unter einem jeweils verschiedenen Titel und wurden 1737 zum letzten Male zum Druck besorgt von Johann Gottfried von Meiern, Leipzig, bei Michael Turpius und hatten den Titel: „Adami Adami Episcopi Hierapolitani et ad tractatus pacis Westphalicae quondam legati Relatio historica de pacificatione Osnabrugo-Monasteriensi ex autographo auctoris restituta atque actorum pacis Westphalicae testimoniis aucta et corroborata accurante Joanne Godofredo de Meiern. Außer diesen Bänden sind ebenfalls in der Dombibliothek noch vorhanden Adamis „Churfürstliche Protokolle", handschriftlich in 2 Bänden. Sie umfassen die Zeit vom 29. August 1645 bis 17. Dezember 1648[3]. Da sich Adami so aktiv an den Friedensverhandlungen beteiligte und er genügend Gelegenheit hatte, die reichen Aktenbestände des Kongresses zu benutzen und manches aus den Geheimverhandlungen zu

[1] Beverina, Hs. 765 I-II.

[2] Zu dieser und den folgenden Ausgaben s. besonders die kritischen Bemerkungen bei Israel, Fr. Adamus Adami und seine Arcana pacis Westphalicae, in: Histor. Studien, hrsg. von E. Eberling, Heft 69, Berlin 1909, S. 121-146.

[3] Beverina, Hs. 766 I-II. Eine Publikation sämtlicher bei den westfälischen Friedensverhandlungen entstandenen Akten wird gegenwärtig vorbereitet von Max Braubach und Konrad Repgen im Auftrage der „Vereinigung zur Erforschung der Neueren Geschichte" unter dem Titel „Acta pacis Westphalicae" bei Aschendorff in Münster/Westf.

notieren, was zunächst nicht für die Öffentlichkeit bestimmt war, bilden seine Aufzeichnungen eine Quelle ersten Ranges. Und das um so mehr, da die Beurteilung der Verhandlungsmotive, der Kriegsziele und Eroberungsabsichten in dieser doppelgesichtigen Zeit so überaus widerspruchsvoll ist[4]. Über den Autor dieser Werke ist schon an verschiedenen Stellen ausführlich berichtet worden[5]. Weniger bekannt dürfte sein Wirken im Bistum Hildesheim sein, dem wir aus Anlaß der Wiederkehr seines 300jährigen Todestages hier nachgehen möchten.

Adam Adams — so war sein eigentlicher Name, entsprechend der Zeit latinisiert in Adami — entstammte einer angesehenen Bürgerfamilie und wurde 1610 in Mülheim bei Köln geboren. Er besuchte in seiner Jugend in Köln das bekannte, von Jesuiten geleitete Gymnasium Tricoronatum und ließ sich 1626 an der dortigen Universität immatrikulieren. Bald nach 1628 trat er als Mönch in die Benediktinerabtei St. Nikolaus zu Braunweiler ein. Seine Oberen schickten ihn zum Weiterstudium auf das Seminar der Benediktiner, das von der Bursfelder Kongregation der Benediktiner in Köln eingerichtet war. Mit der Promotion zum Doktor theol. verließ er Köln und wurde Prior der Abtei St. Jakob zu Mainz. Wohl auf Anregung des Abtes von St. Pantaleon in Köln, seines Studienfreundes und späteren Präsidenten der Bursfelder Kongregation, wurde er 1639 Prior der Abtei St. Januarius zu Murrhardt in Württemberg. Diese Abtei war der Reformation zum Opfer gefallen, mußte jedoch durch das Restitutionsdekret von 1629 wieder zurückgegeben werden. In Angelegenheiten dieses Klosters, besonders um die Wiederherstellung der Reichsunmittelbarkeit auch der übrigen restituierten Klöster Schwabens, ging der neue Prior 1643 an den Kaiserhof in Wien. Hier lernte er besonders den päpstlichen Nuntius Camillo Melzio und den kaiserlichen Hauptbevollmächtigten auf dem Friedenskongreß, Maximilian Graf von Trautmannsdorff, kennen. Die Angelegenheit der Württemberger Prälaten fand aber in Wien wenig Beachtung und sollte endgültig in Münster verhandelt werden. Da sich Adami schon mit der Materie der Württemberger Klöster genügend vertraut gemacht hatte und die notwendigen geschichtlich-juristischen Kenntnisse hatte, vertrauten die Prälaten ihre Sache dem Prior von Murrhardt in Münster an. Zudem hatten so-

[4] Volk, P.: Der Friedensbevollmächtigte A. A. aus Mülheim a. Rh., bei den Verhandlungen in Münster und Osnabrück (1645-1648), in: Annalen des Hist. Vereins für den Niederrhein, Bd. 142/43 (1943), S. 84.

[5] S. Meiern p. III; XXXII und S. 2-11, Bertram, A.: Geschichte des Bistums Hildesheim, Bd. III (1929), S. 80 f.; Volk, S. 88-91; Klinkhardt: Andenken an den vormaligen Hildesheimer Geh. Rat und Weihbischof A. A., in: Beiträge zur Hildesheimischen Geschichte, Bd. III (1830), S. 207-213.

wohl der Nuntius wie auch Trautmannsdorff Adami ermuntert, in Anbetracht, daß es nicht nur um die katholische Religion, um Wert und Verlust des Bekenntnisses ginge, sondern auch um große materielle Besitzungen, Bistümer, Stifte und Abteien, doch in Münster aufzutreten. Ohne Sitz und Stimme konnte er hier jedoch nichts erreichen, und daher ernannte ihn noch der Fürstabt Arnold von Corvey zu seinem Bevollmächtigten auf dem Kongreß oder wie sich Adami nun selbst bezeichnete „Fürstlich Corveyischer und des Heiligen Reiches Prälaten zu den allgemeinen Friedensverhandlungen Abgesandter". Adami hatte in dieser Angelegenheit in Münster durchaus keinen leichten Stand. Der Krieg hatte schon allzu lange gedauert, und der Kaiser mit den katholischen Ständen war des Streitens müde, man wollte den Frieden, selbst unter schweren Opfern, erhandeln. So war es klar, daß er wenig Befürworter fand. Mit dem Osnabrücker Bischof Franz Wilhelm Graf von Wartenberg, der uns bekannt ist als Beauftragter für die Durchführung des Restitutionsediktes in Hildesheim[6], und dem Ratsherrn von Leuxelring aus Augsburg als Vertreter seiner Vaterstadt bildete er den äußeren rechten Flügel in den Forderungen der katholischen Partei. Zu ihnen gesellte sich noch der päpstliche Gesandte Fabio Chigi, der spätere Papst Alexander VII., den Papst Urban VIII. zum außerordentlichen Nuntius für den Friedenskongreß ernannt hatte[7]. Ein Mann sowohl von feinster Geisteskultur, hoher Bildung und gründlichem theologischen Wissen wie auch von innerlicher Hingabe an sein Priesteramt. Er hat uns in einem längeren Gedicht Land und Leute aus dem damaligen Münster anschaulich, humorvoll geschildert[8]:

„Dicker Schmutz liegt meist an den beiden Seiten der Straßen,
ja, oft sieht man sogar dampfende Haufen von Mist.
Unter gemeinsamem Dach wohnen Bürger und trächtige Kühe,
und mit dem stinkenden Bock auch noch die borstige Sau . . .
In der geräumigen Küche ragt ein gewaltiger Rauchfang,
und der Schinken darin ist sein besonderer Schatz."

Je mehr Adami sich den Verhandlungen widmete und Einblick in das politische Ränkespiel der verschiedenen Mächte erhielt, um so mehr gewann er die Überzeugung, daß man den Protestanten schon allzuweit entgegengekommen sei, weil man zu schwach im eigenen Lager sei und nur den Frieden um jeden Preis sicherstellen wolle. Mit sei-

[6] Mitteilungen des Histor. Vereins für Osnabrück, Bd. 10 (1875), S. 245 ff. und Bd. 11 (1878), S. 373 ff.
[7] Pastor L. von: Geschichte der Päpste, Bd. XIV, 1, 1.-7. Auflage (1929), S. 75-97.
[8] Bücker, H.: Der Nuntius Fabio Chigi (Papst Alexander VII.) in Münster/Westf., Zeitschrift Bd. 108 (1958), S. 1-90, hier S. 45.

nen Verbündeten vertrat er immer wieder den Standpunkt, man solle endlich Einhalt gebieten und weiter keine Zugeständnisse machen, wenn nicht auch von dem Gegner solche angeboten würden.

Es erübrigt sich, hier weiter auf die Tätigkeit Adamis als Friedensbevollmächtiger auf dem Kongreß einzugehen, da auch darüber ausgezeichnete Abhandlungen vorliegen bzw. in dem schon geplanten Sammelwerk ausgearbeitet werden. Für unsere Diözese müssen wir jedoch insofern seine Tätigkeit in Münster berücksichtigen, als er sich tatkräftig für die Erhaltung der 1629 restituierten Klöster und Stifte einsetzte.

Auch die Braunschweiger Herzöge Friedrich von Celle, Christian Ludwig von Calenberg und August von Wolfenbüttel waren der Kriegswirren längst müde geworden und hatten mit dem Kaiser und dem Kurfürsten von Köln als Bischof von Hildesheim den bereits über hundert Jahre währenden Streit über die Herausgabe des ehemaligen Großen Stiftes Hildesheim beigelegt. In einem Separatfrieden vom 17.-27. April 1643 war der Besitzstand von 1519 vor Beginn der Stiftsfehde mit Ausnahme der sog. „Eximenda" (Homburg-Eversteinsche Lehen) wiederhergestellt[9]. Die in dem Großen Stift gelegenen Klöster sollten ebenfalls wieder herausgegeben werden, und die Ausübung der Religion sollte dem Adel des Landes noch auf 70 Jahre, den übrigen Untertanen noch auf 40 Jahre gestattet sein. Die lutherischen Prediger, die erst seit 1632 in den Ämtern Marienburg und Steuerwald eingeführt waren, haben ihre Stellen zu verlassen, und die katholischen Geistlichen sind hier wiedereinzuführen. Die Evangelischen Stände verlangten jedoch in ihren Verhandlungen zu Osnabrück am 9. Juni 1646, die evangelische Religion sollte im ganzen Stift beibehalten werden, wo sie noch nicht durchgeführt sei, sollte freie Ausübung gewährt werden, was auch besonders für das Eichsfeld und Duderstadt gelten sollte[10]. Diese Punkte wurden von den Evangelischen immer wieder als „Gravamina" vorgetragen. Sie verlangten in den Sitzungen am 25. Juli 1646 sogar, daß für das Stift Hildesheim das Jahr 1621 als Normaljahr gelten sollte[11]. Der schwedische Gesandte Salvio forderte von Trautmannsdorff nochmals energisch diese Zusage am 5. März 1647 und verlangte sogar, daß auch die bischöflichen Reservationen aufgehoben werden sollten. Adami schickte an alle katholischen Gesandten des Kongresses am 12.-22. Juni 1647 ein Memorandum, in dem er auf die weiten Folgen dieser evtl. Zusagen hinwies, falls die Kaiserlichen auf diese Forderungen der Schweden eingingen[12]. Es bestehe die Gefahr, so legte er dar,

[9] Bertram III, S. 43 ff.

[10] Meiern, J. G. v., Acta pacis Westphalicae publica oder Westfälische Friedenshandlungen und Geschichte, III. Teil — Hannover 1735 — S. 164.

[11] Ebd., S. 280 f.

[12] Ebd., Bd. V, S. 318.

daß überhaupt der gesamte konfessionelle Besitzstand des Hochstiftes dann in Frage gestellt würde. Für immer gingen dem Bistum über 200 Kirchen und Kapellen verloren, nicht gerechnet die Schulen, Stifte und Klöster. Dazu rechnete er besonders außer den Klöstern in der Stadt die sogenannten 9 Feldklöster (Lamspringe, Escherde, Riechenberg, Dorstadt, Heiningen, Derneburg, Wöltingerode, Ringelheim und Grauhof). Gerade diese seien durch das Restitutionsedikt von 1629 und nochmals durch den Braunschweiger Rezeß von 1643 Hildesheim zugesprochen und müßten auch wieder herausgegeben werden. Die Verhandlungen über die übrigen im alten Hochstift gelegenen Klöster, wie die in der Stadt selbst, würden dann ganz unterbrochen werden bzw. vollständig aufgehoben sein, falls nicht eigens darüber noch im Kongreß bestimmt würde. Die Zukunft sollte bald beweisen, daß Adami in seinen Befürchtungen durchaus recht hatte. Tatsächlich blieb der konfessionelle Besitzstand des Stiftes im wesentlichen bis zur Neuordnung der Diözese 1824 durch die Zirkumskriptionsbulle „Impensa Romanorum Pontificum" durch fast zwei Jahrhunderte der gleiche. Die Klöster im großen Stift blieben dem Bistum für immer verloren. Der kaiserliche Gesandte Isaak Vollmer war auch bereit, den Protestanten in diesem Punkte entgegenzukommen und schlug als Kompromißlösung vor, daß Hildesheim nur 4 Klöster behalten solle. Dem widersetzten sich aber auf nochmalige Vorstellung Adamis die übrigen katholischen Gesandten und entschieden, es solle mit der ersten Abmachung endgültig seine Bewandtnis haben, dagegen sollen die Sonderabmachungen im Braunschweiger Rezeß von 1643 bzgl. der Ausübung der evangelischen Religion für Adel und die übrigen Untertanen fallen und den Evangelischen freie Ausübung ihres Bekenntnisses gewährt werden[13].

Nach den endgültigen Abmachungen kam auch für das Bistum das Jahr 1624 als Normaljahr zur Anwendung. Adami fand für seine Forderungen immer wieder Unterstützung bei Chigi und Franz Wilhelm von Wartenberg. Sie versagten an entscheidenden Stelle der kaiserlichen Gesandtschaft oft ihre Zustimmung, so daß sie dafür massive Drohungen hinnehmen mußten. Adamis Diener erfuhr schwere Mißhandlungen, und der schwedische Gesandte Salvio meinte, man sollte diese Widersacher durch einen Büchsenschuß zum Schweigen bringen[14]. Adami gesteht selbst, daß mehr als einmal die Gegensätze aufeinanderprallten wie Himmel und Erde[15].

So temperamentvoll er auch seine Belange vortrug, um so maßvoller

[13] Ebd., Bd. V., S. 506; Bertram, Bd. III, S. 49.
[14] Pastor, S. 90.
[15] Dickmann, Fr., Der Westfälische Frieden (1959), S. 350.

war er im persönlichen Umgang mit seinen Gegnern, selbst in seinen vertraulichen Mitteilungen vermied er alle Schärfe und diente nur seiner Sache[16]. Die ganze Tätigkeit bei den Verhandlungen stellte an ihn doch ein hohes Maß an Arbeit, Geduld und Zähigkeit in dem Auf und Ab der Sitzungen und dem Aushandeln und Feilschen, den öffentlichen und geheimen Intrigen hinter den politischen Kulissen.

Adami ging nach Friedensschluß zunächst mit dem Kurfürst Franz Wilhelm, wohl aus Gesundheitsgründen, auf das Familiengut Waldt der Fürsten von Wartenberg, nachdem er zuvor eine Wallfahrt zur Gnadenmutter nach Altötting gehalten hatte. Er blieb auch ferner bei Franz Wilhelm, der ja außer Osnabrück auch seit 1640 noch das Bistum Regensburg innehatte. Nach den Friedensverhandlungen konnte Franz Wilhelm erst von Osnabrück Besitz ergreifen, nachdem er in Nürnberg mit Adami die Verhandlungen darüber endlich zu Ende geführt hatte, so daß am 1. August 1649 die Übernahme erfolgen konnte. Die Umstände erforderten von dem Bischof ein schnelles Handeln, wenn nicht noch zu guter Letzt die Schweden das Bistum als Pfand zurückbehielten für die letzten Millionen, die ihnen gemäß den Abmachungen im Frieden zugestanden waren. Gerade aber in dieser Zeit der Übernahme von Osnabrück hatte Franz Wilhelm mit Adami eine Romreise geplant. Adami hoffte immer noch, mit dem württembergischen Prälaten in Rom etwas tun zu können für die unterdrückten Klöster und Stifte Schwabens. Es ist wohl anzunehmen, daß der Nuntius Chigi ihm in Rom dafür die Wege bereitete, so daß die Reise im nächsten Jahre beginnen konnte. Franz Wilhelm hielt es jedoch angesichts der Gefahr, die dem Bistum Osnabrück drohte, für angebracht, nicht zu reisen, und versah Adami mit den verschiedensten Aufträgen, die er in Wartenbergs Namen in Rom erledigen sollte. Da starb am 13. September 1650 Kurfürst Bischof Ferdinand von Köln, der zugleich auch noch die Bistümer Paderborn und Münster neben Hildesheim innehatte. So reiste im Oktober Adami allein zur Ewigen Stadt. Als Nachfolger für Ferdinand kam nur sein Neffe Kurfürst Maximilian, Herzog von Bayern, für Köln in Frage, der dort 1642 zum Koadjutor mit dem Rechte der Nachfolge bestimmt war. Das Hildesheimer Domkapitel hatte ihn schon, wie auch die beiden Vorgänger aus dem Hause Wittelsbach, angesichts der bedrängten Lage des Stiftes 1633 bei der Einleitung der Restauration durch Wartenberg zum Nachfolger seines Onkels erkoren[17]. Ob Maximilian Heinrich nun, vielleicht durch den Nuntius Chigi angeregt, den gerade in Rom weilenden Adami damit beauftragte, beim nächsten Konsistorium für ihn das Pallium zu erbitten oder ob sich Adami selbst anbot, für den neuen Bischof das Insignum zu holen, sei dahingestellt[18].

[16] Israel, S. 100 f. [17] Bertram III, S. 51. [18] Israel, S. 101; Volk, S. 143.

Wohl in Anerkennung der vielen Verdienste, die Adami geleistet hatte, und auch durch Empfehlung von Chigi und Wartenberg, ernannte Maximilian Heinrich ihn zu seinem Geheimen Rat und ein Jahr später zu seinem Weihbischof für Hildesheim. Bereits am 16. August 1652 legte er beim Osnabrücker Bischof die vorgeschriebene Professio fidei ab und begab sich dann nach Hildesheim. Dem Hildesheimer Domkapitel gab Maximilian Heinrich offiziell die Ernennung erst am 3. März 1653 bekannt. Er hob darin hervor, daß er Adami „wegen der Uns bekannten Geschicklichkeit und seines auferbauenden Lebenswandels" zu seinem Suffragan erkoren habe. Die Ausfertigung der Ernennungsschreiben vom Papst Innozenz X. erfolgte am 16. und 17. Dezember 1652 zum Titularbischof von Hierapolis[19]. Am Sonntag Oculi (23. März) 1653 empfing er in der Benediktinerabtei Abdinghof zu Paderborn die Bischofsweihe. Konsekrator war der Paderborner Generalvikar und Weihbischof Dr. Bernard Frick, Titularbischof von Cardicensis, der bislang auch bischöfliche Funktionen für Hildesheim wahrgenommen hatte[20]. Mitkonsekratoren waren die Äbte Leonhard von der Beek von Abdinghof und Johannes Lölemann von St. Godehard in Hildesheim[21]. Adami hatte zunächst die Absicht gehabt, sich am 25. Februar in Hildesheim weihen zu lassen und dazu Maximilian Heinrich eingeladen, der Kurfürst entschuldigte jedoch sein Fernbleiben, da er gerade auf dem Reichstage in Regensburg sein mußte. Zugleich beauftragte er die fürstbischöfliche Kammer in Hildesheim, dafür Sorge zu tragen, daß dem Weihbischof die Auslagen für die Pontifikalkleidung ersetzt und ihm zum Konsekrationstage Wein und Fisch verehrt würden.

Adami bedankte sich für seine Ernennung und beschwor Gott, daß er in keiner Weise eine solche hohe Gnade verdient habe, noch halte er sich für würdig und geeignet, ein solches Amt zu übernehmen, und versprach, sich mit größtem Fleiß und Gewissenhaftigkeit seinem Dienste hinzugeben[22]. Dem Weihbischof wurde zur Wohnung die Kurie des Domherrn Andreas Caspar von Voss angewiesen, der zugleich auch noch Drost des Amtes Peine war und dort auch seine Kurie hatte

[19] Niedersächsisches Staatsarchiv Hannover (NSTHA), Hildesheim 1-80. Teil, 2. Abschn. Es sind 4 Bischofssitze dieses Namens in Osteuropa und im Vorderen Orient bekannt. A. war Titularbischof von Hierapolis in Phrygien; s. darüber Lexikon für Theologie und Kirche, 2. Auflage (1960), Bd. 5, Sp. 321 f.

[20] Evelt, Die Weihbischöfe von Paderborn, 1869, S. 103, nicht wie Israel, Bischof von Cardick.

[21] Dombibliothek Beverina, Hs. 319.

[22] NSTHA, Hildesheim, 80. Teil, 2. Abschnitt.

und zugleich noch Domkapitular von Münster war[23]. Der Kurfürst hatte sein Hildesheimer Kapitel mit Schreiben vom 13. März 1663 wissen lassen, daß nun ständig ein Weihbischof in Hildesheim seine Residenz haben würde[24]. Bei Einführung der neuen Lehre in der Stadt hatte am 3. September 1542 der letzte Weihbischof, der Dominikaner Fannemann, im Dom eine apologetische Predigt gehalten, die sehr gut besucht war und viel Redens von sich machte. Der Rat der Stadt erließ darauf gegen ihn ein Kanzelverbot und verwies ihn der Stadt. Seitdem verrichteten im Auftrage der Hildesheimer Bischöfe die Weihbischöfe der benachbarten Diözesen Paderborn, Münster und Mainz die Pontifikalhandlungen im Bistum. Bei der Restitution des Stiftes war es besonders der hier eifrige Franziskaner Johannes Pelking, der mit dem Generalvikar und Official Hermann Eilinck im Namen Wartenbergs die Gegenreformation einleitete[25]. Unter Kurfürst Bischof Ferdinand (1612-50) war es zuletzt der Paderborner Weihbischof Dr. Bernard Frick, wie wir schon sahen.

Mit dem Antritt seines neuen Amtes hatte Adami eine schwere Hypothek auf sich genommen. Das Bistum war zwar durch den Gebietsverlust in der Stiftsfehde (1519-23) und durch die Einführung der Reformation eines der kleinsten auf deutschem Boden geworden. Wenn auch die Landeshoheit über das ehemalige „Große Stift" 1643 wiederhergestellt worden war, verblieb doch die Stadt mit fast zwei Drittel dem Protestantismus, und nur das sog. „Kleine Stift" (die Ämter Marienburg, Steuerwald und die Dompropstei mit kaum 30 Dörfern) bildeten das eigentliche Bistum. Und selbst in diesem kleinen Sprengel wollten die konfessionellen Kämpfe nicht zur Ruhe kommen, so daß ein wiederholter Wechsel des Bekenntnisses in wenigen Jahren in manchen Dörfern erfolgte[26]. Aber infolge seiner isolierten Lage, weit vorgeschoben als katholisches Restbistum in den protestantischen Norden, hatte das Bistum doch größte Bedeutung erhalten. Das Land war besonders durch den Krieg hart mitgenommen, die Bevölkerung war verarmt, und Pest und Hunger hatten noch die übrigen Dörfer stark gelichtet. Viele Kirchen waren verwüstet oder ihrer Einrichtung und Schätze beraubt, die Schulen und Pfarrhäuser verbrannt und die Pfarreien nicht planmäßig bestellt. Es liegt klar auf der Hand, daß das Hildesheimer Domkapitel sich in dieser Notlage immer wieder

23 Nicht wie Israel, Bertram und Klinkhardt angegeben, das Kanzleigebäude, s. NSTHA, Hildesheim 1, 79. Teil, 1. Abschnitt, Nr. 131; Dombibliothek Beverina, Hs. 526; Bertram, Die Bischöfe von Hildesheim, 1876, S. 187 f.

24 Dombibliothek Beverina, Hs. 526.

25 Über Pelking s. Beckmann, A., Dissertation Münster, 1935.

26 Unsere Diözese (UDZ), Zeitschrift des Vereins für Heimatkunde im Bistum Hildesheim, 1957 (26. Jg.), S. 45-54.

bei der Vakanz des Bischofsstuhles an die Wittelsbacher wandte. Diese aber hatten meistens Köln, Lüttich, Münster und Paderborn noch in ihrer Hand und überließen das weit entlegene Land Hildesheim ihren Räten zur Verwaltung und dem Weihbischof die Pontifikalien. Es erregte daher Aufsehen, als Maximilian Heinrich hier zum ersten Male einzog und am 16. Februar 1652 selbst im Dom das Pontifikalamt feierte, sogar die Priesterweihe erteilte, die hl. Firmung spendete und eine Diözesansynode anberaumte[27]. Von allen Bischöfen aus dem Hause Wittelsbach war er der wirkliche Bischof seiner Diözesen, dem wegen seiner priesterlichen Haltung und seines Reformwillens höchstes Lob zuteil werden muß. Die unter seinem Onkel Kurfürst Ferdinand begonnene Reform bei Klerus und Volk nach den Tridentinischen Bestimmungen führte er unermüdlich durch in Köln sowohl wie auch hier. Seine erlassenen Statuten, Regeln und Vorschriften für die Errichtung und Förderung von Priesterseminarien, die Visitationen, Neuordnung der kirchlichen Feiertage, Einführung der Römischen Liturgie spiegeln seine große Sorge und Verantwortung wider[28]. Jedoch war er nicht der Staatsmann und Fürst seiner Lande, wie ihn die Zeit damals brauchte, das beweist allein schon seine Einstellung gegenüber Frankreich. Seine Bindung an den französischen König brachte seinen Bistümern erneutes Unglück[29]. Dabei war er besonders in seinen letzten Lebensjahren der Leidenschaft zur Alchimie verfallen, und eine sich steigernde Menschenfurcht und der starke Hang zur Einsamkeit waren krankhafte Erscheinungen in seinem Charakterbild. Seine letzten Lebensjahre verbrachte er in einer Klosterzelle des Pantaleonsklosters zu Köln[30].

Man wird auch in Hildesheim wie in Köln die Frage stellen können, ob man Maximilian Heinrich allein das Verdienst zuschreiben kann, diese Reformen durchgeführt zu haben. Tatsache ist, daß in Köln der Weihbischof Stravius daran wesentlichen Anteil hatte. Dasselbe müssen wir in Hildesheim für den neuen Weihbischof gelten lassen. Ihm oblag eigentlich die ganze Last dieser neuen Arbeit unter solch schweren Umständen. Zwar finden wir einige Mitarbeiter im Domkapitel, unter dem besonders der Domdechant Friedrich von Oyn-

[27] Bertram III, S. 55.

[28] Franzen, A., Die Romberichte der Kölner Erzbischöfe im 17. Jh., in: Römische Quartalsschrift, Bd. 53 (1958), Heft 3/4, S. 186 ff.

[29] Franzen, A., Französische Politik und Kurkölns Beziehungen zu Frankreich unter Erzbischof Maxim. Heinr. (1650-88), in röm. Sicht in: Römische Quartalsschrift, Bd. 52 (1957), Heft 3/4, S. 169-204.

[30] Braubach, M., Kurkölnische Miniaturen, 1958, 2. Auflage, S. 1-24. Durch die Arbeiten Franzens und Braubachs ist die Persönlichkeit von Maxim. Heinr. wesentlich bereichert und kritischer beleuchtet, so daß hier Bertrams Darstellung, Bd. III, S. 51, einer Berichtigung bedarf.

hausen zu nennen ist sowie der Offizial und Generalvikar Dr. Matthisius. Wie auch in Köln waren es dann noch die Jesuiten und Kapuziner, die eifrig in der Reform im Sinne des Weihbischofs und Kurfürsten mitarbeiteten. Schon bereits bei der Diözesansynode im April 1652 muß Adami zugegen gewesen sein, denn noch im gleichen Monat führte er die Visitation einiger Klöster mit Abt Lölemann von St. Godehard durch, wie uns das Protokoll des Süsternklosters St. Magdalenen zeigt[31]. Auch hier legte der Visitator strenge Maßstäbe an die Durchführung des regelmäßigen Chorgebetes, der Einhaltung der klösterlichen Klausur, der festgesetzten Beichtzeiten und der Anhörung der Predigten auf dem Nonnenchor. Das Verhältnis zur Priorin und Novizenmeisterin wurde neu nach der Regel des Augustinus eingeschärft, und für Besuche wurde ein großes Sprachhaus und Gästehaus eingerichtet. Der Synode von 1652 folgte fünf Jahre später die Visitation der ganzen Diözese. Diese Visitation ist insofern von Wichtigkeit, als wir hier nach Friedensschluß auch den endgültigen konfessionellen Besitzstand des Stiftes finden können. Zu Visitatoren waren neben Adami ernannt die schon erwähnten Domherren Oynhausen und Dr. Matthisius[32]. Nur spärlich finden sich Nachrichten über erteilte Firmungen und Pontifikalhandlungen, die hier und da seit der Reformation durchgeführt waren. Seit Menschengedenken war in den meisten Dörfern keine Firmung mehr gespendet worden. Kriegsschäden waren noch überall sichtbar, und die Verhältnisse in den Kirchen und Pfarrhäusern waren erbärmlich. Sichtlich aber war der Erfolg der theologischen Bildung des Klerus sowohl in wissenschaftlicher Hinsicht wie in sittlicher Haltung, wobei sich deutlich schon der Einfluß der harten Missionsarbeit der Väter der Gesellschaft Jesu zeigte. Die Visitation des Domkapitels nahm der Bischof selber vor[33]. Jeder der Domherren und Vikare mußte zum Verhör erscheinen, das sich meist auf Einhalten des Chorgebetes, Lesung der Hl. Schrift, Tragen der priesterlichen Kleidung und der Einkünfte bezog. Hieran schloß sich die Besichtigung der Kathedrale, des Tabernakels, der Paramente und liturgischen Bücher. Adami mußte auch nach dieser Visitation immer wieder mit dem Domdechanten die Statuten besonders den Vikaren einschärfen, die oft genug auf dem Chor ein „gar großes Geschwätz führten und ärgerliches Verhalten zeigten[34]. Zur Matutin und Vesper erschien man unpünktlich, und Streitereien mit den Choralisten waren keine Seltenheit. Es galt, manchen in der langen Kriegszeit eingerissenen Übelstand und lang geübte Mißbräuche zu beseitigen. Adami führte am

[31] NSTHA, Hildesheim 3, St. Magdalenen, Nr. 103.
[32] UDZ, Jg. 1958, Heft 1, S. 56-72.
[33] Ebd., Jg. 1959, 1. Heft, S. 49-61.
[34] NSTHA, Hildesheim 2, C 2, Nr. 10.

Dom wieder die Fronleichnamsprozession nach langen Jahren durch und ebenso mit den Jesuiten die Pflege der eucharistischen Andachten in der Antoniuskirche[35]. Nicht immer fand er bei diesen Bestrebungen die Unterstützung des Domkapitels. Als er im Advent 1653 im Dom die Priesterweihe spenden wollte, wurde ihm vom Kapitel bedeutet, er möge sich für seine Pontifikalhandlungen eine andere Kirche aussuchen. Obwohl gerade die Domherren sich im Chor durch die Vikare vertreten ließen, gaben sie an, daß solche Handlungen sie beim Chorgebet stören würden[36]. Adami bat nochmals darum und wies auf die Wichtigkeit und hohe Bedeutung solcher Feier hin. Er erhielt jedoch den Bescheid, es solle mit dem Beschluß des Kapitels vom 28. November 1653 sein Bewenden haben. Andernfalls wies man ihn in die Annenkapelle oder in ein Seitenschiff des Domes.

Adamis Sorge in Hildesheim galt auch in besonderem Maße den Priesterberufen. Die meisten Pfarreien waren, wie schon erwähnt, aushilfsweise mit Ordensleuten besetzt, die dazu noch häufig wechselten. Der Weihbischof brachte in der Kapitelssitzung vom 4. Dezember 1654 vor, man solle den im Kläperhagen gelegenen wüsten Hof des Kapitels zu einem Alumnat ausbauen. Auch dieses Begehren wurde vom Domkapitel abgelehnt. Da aber Adami eigens den Auftrag in der Diözesansynode erhalten hatte, endlich auch den Bestimmungen des Tridentinums in der Diözese nachzukommen und ein Seminar zu errichten, stellte er wiederholt an das Kapitel den Antrag, diesem Anliegen konkret und baldigst nachzukommen. Erst als Maximilian Heinrich nochmals das Domkapitel auf die Trienter Bestimmungen nachdrücklich hinwies und deren Ausführung erwartete, ernannten die Domherren den Domdechanten Friedrich von Oynhausen zu ihrem Beauftragten, um in dieser Sache mit Adami zu verhandeln. Endlich konnte im Johannisstift vor dem Dammtore 1655 ein Alumnat für 12 Plätze eingerichtet werden, für die neben dem Domkapitel der Propst Leonis von St. Magdalenen eine namhafte Summe zur Verfügung stellte[37].

Für die kleine Diözese waren die anfallenden Weihehandlungen nicht gerade umfangreich. Wir sind aber an Hand der vorhandenen Nachrichten doch gut unterrichtet, welche Pontifikalien Adami hier vorgenommen hat[38]. Die Jesuiten kehrten nach mehr als zehnjähriger Pause in ihr Kolleg zurück. Wie aber fanden sie ihre Schule vor! Alle Räume waren verwüstet und als Ställe und Scheunen benutzt worden und die reiche Bibliothek ihrer wertvollen Schätze

[35] Dombibliothek Beverina, Litterae ann. S. J.
[36] NSTHA, Hildesheim 2, C II, Nr. 9.
[37] Bertram III, S. 58 f.
[38] NSTHA, Hildesheim 1, Teil 30, Abschnitt 25, Nr. 15; UDZ, Jg. 1959, 2. Heft, S. 72 ff.

beraubt. Im Jahre 1654 waren die Gebäude notdürftig wieder hergerichtet, und Adami konnte sie ihrem Zwecke in einer Hausweihe zuführen. Die Antoniuskirche, die den Jesuiten bei der Gründung ihres Kollegs überlassen war und zugleich noch als Pfarrkirche für die Domgemeinde diente, war durch das stetige Anwachsen der Schülerzahl zu klein geworden und mußte dringend erweitert werden. Das Gewölbe wurde erhöht und Emporen eingebaut[39]. Am 15. Juni 1656 weihte Adami im Beisein aller Patres und Schüler und unter Assistenz der Domherren von Oynhausen und Franz Anton von Wissoque den Hauptaltar und beide Seitenaltäre[40]. Im gleichen Jahre legte Adami noch den Grundstein für die neue Kapuzinerkirche „Unserer Lieben Frau im Lüchtenhofe". Die frühere kleine Kirche, noch aus den Tagen der Niederlassung der „Brüder vom Gemeinsamen Leben" (Fraterherren) stammend, war baufällig geworden[41]. Als Maximilian Heinrich im Herbst 1662 von Holland über Bremen nach Hildesheim kam, konnte der Weihbischof am 19. Oktober im Beisein aller Domherren und des Kurfürsten selbst diese Kirche weihen[42]. Auf dem Amtshause in Poppenburg war nach der Herausgabe des Großen Stiftes (1643) wieder eine Kapelle für den katholischen Gottesdienst errichtet worden, die der Paderborner Weihbischof Dr. Frick am 25. April 1649 einweihte. Maximilian Heinrich weilte hier des öfteren und spendete die Firmung in den Jahren 1652 und 1659. Der Hildesheimer Weihbischof benedizierte die bald erweiterte Kapelle am 29. Mai 1659 und richtete auch hier unter persönlicher Teilnahme wieder die Übung der Fronleichnamsprozession ein. Die im Kriege schwer beschädigte Kirche St. Godehard mußte neu gedeckt und mit Fenstern versehen werden. Die Türme wurden 1655 gänzlich restauriert. Unter Abt Johann II. (1651-1662) wurde ein neuer Choraltar im Renaissancestil errichtet, den der Weihbischof Adami am 26. Juni 1659 konsekrierte. Auch auf dem Amtshause in Marienburg wurde die Kapelle neu hergerichtet und 1659 geweiht[44]. Die Kapelle auf dem Amtshause in Steuerwald konsekrierte er am 10./20. Juli 1659 (6. Sonntag n. Pfing-

[39] Bertram III, S. 58, Die Kunstdenkmäler der Provinz Hannover, Heft 11. Stadt Hildesheim, kirchl. Bauten (1911), S. 134 ff. Die Antoniuskirche wurde 1945 ausgebombt und 1960 wiederaufgebaut.

[40] Dombibliothek Beverina, Litterae ann. S. J.

[41] Über die Niederlassung der Fraterherren s. bes. Brüggeboes, W., Die Fraterherren im Lüchtenhof zu Hildesheim, in: UDZ, Jg. 13 (1939), Heft 2/3. Kunstdenkmäler, Heft 11, S. 248 f. Auch die frühere Kapuzinerkirche, jetzt Seminarkirche, wurde 1945 zerstört und 1960 wiedererrichtet.

[42] Archiv Bischöfl. Priesterseminar, Ps. 7.

[43] Kirchenbucharchiv Register Poppenburg I. (St. Bernwardusblatt Jg. 1885, S. 210, Anm.).

[44] Ebd., Kirchenbuch Marienburg-Egenstedt Reg. 1.

sten) zu Ehren der hl. Maria Magdalena[45]. Besonders feierliche Tage erlebte der Frauen-Konvent in Heiningen. Auch hier waren unter vielen Schwierigkeiten Kloster und Kirche nach langem Krieg wiederhergestellt worden. Am 4. Oktober 1656 wurde der Hochaltar zu Ehren der hll. Apostel Petrus und Paulus geweiht mit Einschluß der Reliquien von Bernward, Epiphanius, Mauritius und der Märtyrer der Thebäischen Legion, der südliche Seitenaltar zu Ehren des Hl. Kreuzes, und der nördliche wurde Maria geweiht. Am 26. Oktober desselben Jahres nahm er die Einkleidung und Profeß von 11 Ordensschwestern vor[46]. In der nach harten konfessionellen Kämpfen für den katholischen Gottesdienst endlich zurückgewonnenen Kirche zu Dinklar weihte Adami 1659 den Hochaltar zu Ehren des hl. Stephanus und zwei neue Glocken. Außerdem spendete er auch die hl. Firmung, die seit Menschengedenken hier keiner mehr empfangen hatte[47]. In dem besonders von der Pest heimgesuchten Kirchspiel Borsum weihte er ebenfalls für die Kirche in Borsum 1662 eine Glocke und firmte dort[48]. In Itzum konnte am 14. Juli 1661 in der dortigen Kirche der Hochaltar zu Ehren der Gottesmutter und des hl. Georg geweiht werden mit Einschluß der Reliquien von Lambertus, Cäcilia und Laurentius[49]. Den Hochaltar in Großförste konsekrierte Adami am 22. Juli desselben Jahres zu Ehren der Gottesmutter und des Kirchenpatrons St. Pankratius, während der Turm 1652 schon erneuert worden war[50]. Auch in Großdüngen wurde 1661 der Hauptaltar Maria und den beiden Kirchenpatronen Cosmas und Damian geweiht[51]. Auf mehrfache Bitten und Vorstellungen der Gemeinde in Himmelsthür und Befürwortung durch den Abt von St. Michael, von dessen Patres die Gläubigen dort betreut wurden, erhob Adami im Namen des Bischofs im Beisein der Kommissare von Oynhausen und Dr. Matthisius die bisherige Kapelle zur Pfarrkirche, stattete sie mit allen Pfarrechten aus und entließ sie aus

[45] Ebd., Kirchenbuch Steuerwald I: Die Pfarren Marienburg und Steuerwald wurden 1810 aufgehoben.

[46] Dombibliothek Beverina Hs 546 d. Ihre Namen waren: Katharina Meil, Maria Hermes, Anna Magdalena Frittel, Brigitta Ottens, Eva Heinholz, Elisabeth Baden, Anna Michels, Helena Weiner, Gertrud Baden, Agnes Blasenhaupt, Alburgis Brucker.

[47] Kirchenbucharchiv Dinklar I.

[48] Kirchenbucharchiv Borsum Register I: Der Pfarrer gibt hier nur 5 Namen an und bemerkt zu den anderen: „et plures alii quorum nomina scripta in coelo."

[49] Kirchenbucharchiv Register Itzum I; über die heutige Kirche s. Kunstdenkmäler d. Provinz Hannover Krs. Marienburg (1910), S. 91 f.

[50] Ebd., Register Großförste I - Domkap. Protokolle, ferner: Die Kunstdenkmäler des Landkreises Hildesheim (1938), S. 82 ff.

[51] Kirchenbucharchiv Register Großdüngen I - Kunstdenkmäler Marienburg, S. 55.

dem bisherigen Pfarrverband von St. Margareten auf dem Moritzberg[52]. Die Seelsorge übten auch hier weiter bis zur Säkularisation Benediktiner von St. Michael aus. Die Gläubigen von Ochtersum, die bis 1660 nach dem nahen Lucienvörde in die Kirche gingen, erhielten jetzt eine neue Kapelle, die Adami der Gottesmutter weihte. 1665 stattete sie das Domkapitel mit zwei Seitenaltären aus dem Dom aus[53]. Das Kloster der Kartäuser vor dem Dammtore der Stadt war schon des öfteren in den Kriegszeiten der Stiftsfehde und erst recht noch 1613 von den Bürgern mutwillig zerstört worden. So suchten die Mönche Schutz hinter den Stadtmauern und erhielten auf Beschluß des Domkapitels einen Kanonikathof im Hinteren Brühl zugewiesen, der noch durch den Kauf des Stockheimer Hofes erweitert wurde. 1659 konnte Adami das Klostergebäude und den provisorischen Kapellenraum weihen, bis sein Nachfolger 1666 die neue Klosterkirche konsekrieren konnte[54]. Auch außerhalb des Bistums rief Maximilian Heinrich seinen Hildesheimer Weihbischof in die Kölner Diözese, wo er Pontifikalhandlungen vom April bis Herbst 1661 vornehmen mußte, bis der neue Weihbischof von Köln, Petrus von Walenberg, ernannt war[55]. Verschiedentlich reichte Adami auch um Erlaubnis bei Maximilian Heinrich ein, sich für ihn beim Kölner Nuntius zu verwenden, um auch die zerstreut liegenden Klöster in den ehemaligen Diözesen Halberstadt und Magdeburg visitieren zu dürfen. Es ist jedoch nicht ersichtlich, ob er dazu einen besonderen Auftrag erhielt[56].

Adamis größte Sorge und Vorliebe während seiner Hildesheimer Tätigkeit galt jedoch in jeder Weise den Benediktinerinnen in Escherde[57]. Dieses Kloster war 1203 von einem Hildesheimer Ministerialen, Lippold von Escherde, im heutigen Groß-Escherde gegründet und wurde aber bald an die heutige Stelle verlegt (jetzt Haus Escherde). Herzogin Elisabeth von Calenberg ließ hier 1542 die Reformation einführen, die zwar äußerlich die Nonnen auch annahmen, aber doch innerlich ihrem alten Bekenntnis treu blieben, so daß eine Nachvisitation gehalten werden mußte und der Konvent erst allmählich mit evangelischen Stiftsdamen besetzt wurde und die Verwaltung einem braunschweigischen Propst und Vogt übergeben wurde. Die Braunschweiger Herzöge verpfändeten das Klostergut, und bald geriet es in drückende Armut. Von 1618-1636 war es verpfändet an die Witwe Anna von Steinberg. Durch das Restitutionsedikt kam das Kloster 1629

[52] Bistumsarchiv A. Himmelsthür.
[53] Domkap. Protokolle.
[54] NSTHA Hildesheim I., Teil 30, Abschn. 25, Nr. 19, Bertram: Bd. III, S. 63.
[55] Volk. S. 144.
[56] NSTHA Hildesheim 1 Teil 10, Abschn. 3, Nr. 5.
[57] Barner, W.: Unsere Heimat (1931) S. 422-425.

wieder in katholischen Besitz. Der damalige Präsident der Bursfelder Kongregation, Heinrich Spiekernagel — Abt von St. Pantaleon in Köln — erwirkte ein kaiserliches Spezialmandat, wonach am 8. Juli 1629 in Vertretung des Präsidenten der Abt Johannes Jacke (Jaccenius) von St. Michael in Hildesheim das Kloster in Besitz nahm. Der Abt schickte seinen Konventual Nikolaus Anthony mit einer Schutzwache nach Gronau, um von hier aus das Kloster wiederaufzubauen[58]. Kaum aber waren wieder Nonnen aus Hamersleben hier eingetroffen, als durch die Kriegsereignisse 1634 die Braunschweiger wieder das Kloster in Besitz nahmen und die Nonnen mit ihrem Propst wieder vertrieben wurden[59]. Herzog Georg ließ das Kloster fortan verwalten durch seinen Artilleriemeister Obristleutnant Peltzer, der das Kloster in neue Schuldenlast stürzte. Als dann abermals durch den Braunschweiger Rezeß von 1643 das Kloster katholisch wurde und der Abt von St. Michael wiederum Anthony von St. Michael hier einsetzte, war das Kloster so verarmt, daß kein Lebewesen, weder Hund noch Katze, hier hausen konnte. Es waren keine Tür und kein Fenster in den Gebäuden mehr vorhanden, ja, noch nicht einmal eine Schütte Stroh, auf der man übernachten konnte[60]. Überall nur einstürzende Ruinen, Wildnis und grausame Zerstörung, unbebaute Äcker und abgeholzte Wälder. Das war ein durchaus schwerer Anfang für den Abt von St. Michael, dessen Abtei ebenfalls durch Krieg und Vertreibung schwer gelitten hatte. Der Präsident der Kongregation beabsichtigte, das Kloster wieder mit Nonnen zu besetzen. Bischof Ferdinand jedoch plante, die beiden Klöster Derneburg und Escherde einem Männerorden zuzuführen, einmal um dem Mangel an Geistlichen abzuhelfen, zum anderen war es seine Intention, „die katholische Religion fortzupflanzen und vor gänzlichem Untergang zu retten“[61]. Mit wiederholten Bitten wandten sich der Präsident wie auch die Äbte von St. Godehard und St. Michael an Bischof Ferdinand, der dann auch weiterhin das Kloster der Kongregation mit der Bestimmung für ein Frauenkloster überließ. Um allen weiteren Angriffen vorzubeugen, setzte dann der Präsident der Kongregation zum Propst den früheren Abt von Northeim St. Blasien, Franziskus Molitor, ein, dessen Kloster endgültig durch den Friedensschluß aufgehoben war. Abt Franziskus scheint aber weniger an dem Aufbau des Klosters Escherde interessiert gewesen zu sein, so daß sich Abt Johannes von St. Michael genötigt sah, als Prokurator seinen Prior Wilhelm Schmittmann, Profeß von

[58] Dombibliothek Beverina C 905.
[59] Staatsarchiv Düsseldorf Abtei Werden - Bursfelder Kongregation 3 K Escherde.
[60] Dombibliothek Beverina C 905.
[61] Dombibliothek Beverina C 1242/1243

St. Pantaleon in Köln, nach Escherde zu schicken, um das Kloster wieder neu erstehen zu lassen. Diese Doppelbesetzung scheint aber zu mancherlei Unstimmigkeit geführt zu haben, denn Abt Franziskus resignierte bald auf sein Amt und übergab ohne Wissen des Abtes von St. Michael die Schlüssel dem Helmstedter Prior Adam Dahlen[62]. Dieser bat den Abt von St. Godehard, als Propst den Profeß Benedikt Held nach Escherde zu schicken. Der Abt von St. Michael fühlte sich dadurch übergangen und brachte die Angelegenheit vor den inzwischen gewählten neuen Bischof Maximilian Heinrich. Dieser entschied in Übereinstimmung mit dem Präsidenten der Kongregation, daß die Leitung dem Hildesheimer Weihbischof übertragen werden möge, dem auch als Prokurator weiterhin P. Benedikt Held zur Seite stehen sollte[63].

Unter Adamis Führung konnte nun der weitere Aufbau des Klosters erfolgen. Vor allem galt es, die wüsten Ländereien mit Futterkorn und Getreide zu bebauen, für die Aufzucht des notwendigen Viehs zu sorgen, Ställe und Scheune zu richten und nicht zuletzt Klostergebäude und Kirche wiederherzustellen. Diese Aufbauarbeit war um so schwieriger, da wenig Arbeitskräfte zur Verfügung standen, denn Pest und Seuchen hatten neben dem Krieg die Bevölkerung sehr gelichtet. Loses Gesindel trieb sich noch immer im Lande herum, raubte und plünderte das wiederum mühsam erworbene Gut. Es bedurfte unsagbarer Geduld und zäher Anstrengung, dazu auch vieler praktischer Erfahrung, um besonders die Ökonomie wieder lebensfähig zu machen, denn sie sollte ja für das Kloster das notwendige Rückgrat bilden, um überhaupt das klösterliche Leben wieder gedeihlich gestalten zu können. Ein Inventar, kurz nach dem Tode des Weihbischofs aufgenommen, gibt uns[64] Auskunft darüber, was unter seiner Amtszeit in Escherde geschaffen wurde. Neubau der Mühle und der Klosterpforte, Vergrößerung und Renovierung der Ställe und Neubau der Scheune. Errichtung von sechs neuen Wohnhäusern für Gesinde und Familien der Gutsarbeiter, die Kirche wurde von Grund erneuert und mit den notwendigen Paramenten ausgestattet. Für den Kriegsfall kaufte der Weihbischof in Gronau ein festes Haus, um in der Not für die Schwestern eine Unterkunft zu haben[65]. Das in den langen Kriegsjahren von den von den Bauern entfremdete Zehntland in den umliegenden Feldmarken von Edding-

[62] Ebd., C 1242/1243.
[63] Staatsarchiv Düsseldorf - Abtei Werden - Bursfelder Kongregation 3 K Escherde; ferner Volk, P.: Die Generalkapitels-Rezesse der Bursfelder Kongregation - 1959, 3. Bd., S. 54.
[64] NSTHA Hildesheim 1 - Teil 30, Abschn. 25, Nr. 19.
[65] Dombibliothek Beverina C 905; ferner: NSTHA Hildesheim 3, Michael, 1. H., Nr. 346.

hausen, Betheln, Gronau, Barfelde und Eberholzen wurde wieder Eigentum des Klosters. So konnten in den folgenden Jahren über 500 Morgen Land bestellt werden, 300 Morgen Wald wurden angepflanzt und 55 Morgen Wiese hergerichtet, Nonnen aus Hamersleben, später auch aus Brenkhausen i. Westf., wurden wieder in den Konvent eingeführt, denen in Zukunft ebenfalls Adamis große Sorge galt. Bei seinem Tode war das Kloster von aller Schuldenlast befreit und besaß dazu noch ein ansehnliches Kapital, das den Grundstock bildete zum Neubau der Kirche und der Propstei[66].

Schon vor seiner Ernennung zum Weihbischof von Hildesheim war Adami auch literarisch tätig. Bereits als Prior von Mainz beabsichtigte er, eine Gesamtgeschichte über den Benediktinerorden zu schreiben. Das Werk kam aber wegen seiner vielen anderen Obliegenheiten nicht zustande[67]. Eine wertvolle Abhandlung über die Bursfelder Kongregation, ihre Anfänge, Verbreitung und Privilegien schrieb er schon in Murrhardt[68]. Ferner schrieb er die Geschichte der Abtei Murrhardt, das „Memoriale", eine Zusammenfassung der Privilegien, die ehemals alle württembergischen Klöster hatten. Diese legte er bei dem Besuch 1652 in Rom vor. Er verfaßte auch ein Brevier der Bursfelder Union, das er wahrscheinlich in Hildesheim vollendete[69]. Publizistischer Art war seine Schrift „Anti-Caramuel", die sich gegen den spanischen Abt Johann Caramuel y Lobkowitz wandte, der den Protestanten gegenüber für eine große Nachgiebigkeit eingetreten war. Sehr wahrscheinlich schrieb er neben vielen Briefen und Korrespondenzen auch noch andere Abhandlungen, die uns aber nicht alle erhalten sind.

Wie die erste große Sorge des eifrigen Weihbischofs in Hildesheim dem Priesternachwuchs galt, so sollte sie auch seine letzte sein. Am Vormittag des 19. Februar 1663 war unter dem Vorsitz des Domdechanten Friedrich von Oynhausen eine Sitzung im Kanzleigebäude der fürstbischöflichen Regierung am Domhof anberaumt worden, in der auch der weitere Ausbau des Johannis-Hauses, des Alumnates, und die Gründung eines Priesterseminars in den Räumen des Josephinums besprochen wurde. Während dieser Sitzung erlitt Adami plötzlich einen Herzanfall[70]. Man brachte ihn in seine Wohnung auf dem Pfaffenstieg, wo er nachmittags zwischen 16 und 17 Uhr unter den Gebeten der

66 Kunstdenkmäler Kreis Alfeld II (1939), S. 126-136.
67 Israel, S. 110-117.
68 Volk, P. Adam Adami, der Verfasser der compendiosa relatio, in: Studien u. Mittlg. z. Gesch. des Benediktinerordens u. seiner Nebenzweige, hrsg. von d. Bayrischen Benediktinerakademie; der ganzen Reihe Bd. 58 (1940) München 1941, Heft II/III, S. 207-214.
69 Israel, S. 112.
70 NSTHA Hildesheim I - Teil 80, Abschn. 2, Nr. 9.

Priester und Gläubigen seine Seele dem Schöpfer zurückgab[71]. Er fand seine letzte Ruhestätte inmitten der Laurentiuskapelle am Dom. Auf der bronzenen Grabplatte ist der Verstorbene, bekleidet mit den Pontifikalgewändern, abgebildet[72]. Sie wurde verfertigt von dem Hildesheimer Bildhauer Heinrich Ossenkopp, der dafür aus dem Nachlaß Adamis „für Sr. Hochwürden Herrn Weihbischofs bildnuß aufzustechen, nach demselben eine Form zu machen, ein Bild in gropen zu gießen 11 Rh. und selbigs Bild in Messing zu gießen 130 Rh. u. 18 Gr." veranschlagte[73].

Als Universalerbe hatte er das Kloster Escherde bestimmt. Da er als Ordensmann das Gelübde der Armut abgelegt hatte, bedurfte er zur Errichtung eines Testamentes einer ausdrücklichen Erlaubnis[74], die er auch erhielt. Testamentsvollstrecker waren sein Vetter Heinrich Matthias Adami, Kanonikus an St. Mauritius [75] und sein Freund Domdechant von Oynhausen[76]. Ein genaues Verzeichnis seines Nachlasses liegt uns noch vor[77]. Bemerkenswert ist seine für die damalige Zeit ansehnliche wertvolle Bibliothek von fast 300 Bänden von theologischem und geschichtlichem Inhalt sowie seine Kunstsammlung[78].

Es ist klar, daß eine Persönlichkeit wie Adamus Adami, der im kirchlichen und politischen Leben seiner Zeit an führender Stelle stand, im Urteil des Historikers mit scharfer Kritik, hartem Tadel und uneingeschränktem Lob bedacht wird. Als Kleriker war er kein Militär und konnte die Folgen seiner Forderungen, den Krieg fortzusetzen, gar nicht übersehen. Als Diplomat erreichte er in seinen Verhandlungen nur wenig und wirkte nur hemmend statt fördernd für den Frieden, wie Dickmann meint[79]. Viel gerechter im Urteil werden ihm P. Volk und Fr. Israel[80], indem sie darauf hinweisen, daß Adami in seiner Ziel-

[71] Dombibliothek Beverina C 1243.
[72] Die nähere Beschreibung der Platte s. Bertram III, S. 81 f.
[73] NSTHA Hildesheim 3 Michael - H. Nr. 246.
[74] Israel, S. 108, Anm. 45, u. Volk, in Annalen, S. 145.
[75] † 6. September 1697, seine Grabplatte ist noch im Kreuzgang von St. Mauritius.
[76] Über ihn s. Bertram III, S. 188.
[77] NSTHA Hildesheim 3 - Michael 1 H. Nr. 246; ebd., Hildesheim 1 - 79. Teil, Abschnitt 1, Nr. 131.
[78] Zu der u. a. zählten: 4 große und 4 kleine Landschaftsbilder, Porträts vom hl. Franz v. Sales u. des Bischofs Franz Wilhelm v. Wartenberg, 2 gemalte Altartafeln, 1 Bild der hl. Dreifaltigkeit, 1 Bild d. Gottesmutter; 2 Tische mit Schieferstein gedeckt, 5 leder-vergoldete Tapisserien, 6 Stühle mit rotem Leder, 10 Silberlöffel, 2 silberne Becken, 1 goldener Ring mit einem Türkis, 1 goldener Ring mit 7 gelben Smaragden, 1 goldener Ring mit Rubinen, 1 Taschenuhr aus Messing, silberner Bischofsstab sowie die üblichen Pontifikalgewänder.
[79] Dickmann, S. 200.
[80] Volk, Annalen, S. 146.

setzung unbeirrbar in hoher Verantwortung seinen Weg bis zur Konsequenz gegangen ist, „ein eigenwilliger Bewahrer des Ererbten und ein jäher Forderer des Entrissenen, aber auch ein Erhalter großer, in ihrer Existenz bedrohter Werte“ [81]. Für unser Bistum war er der wahre Pontifex, wie ihn die Zeit erforderte, für das Kloster Escherde der „zweite Gründer“ dieser Stiftung. Außer dem Bildnis seiner Grabplatte, die erstmals von Meiern veröffentlicht wurde[82], kennen wir noch Stiche von G. Heumann - d'Aubry und van Hulle. Unser Bild zeigt sein Porträt, wie es in der Dombibliothek vorhanden ist. Sein Nachfolger wurde als Suffragan von Hildesheim 1665 Johann Heinrich von Anethan.

[81] Volk, 500 Jahre Bursfelder Kongregation, S. 124.

[82] Meiern, Relatio historia, S. 60; nicht wie Israel, S. 109, annimmt, daß die Weihbischofswürde in Hildesheim nicht mehr verliehen wurde, s. Dombibliothek Beverina Hs. J 11; ferner: Franzen, A.: Johann Heinrich von Anethan i. Kölner Domblatt 8. u. 9. Folge, 1954, S. 149.

Der Jagdfries von Königslutter

(Versuche zur Deutung seiner Symbolik)

Von Archivar Heinz Röhr, Königslutter

Im äußersten Osten der Diözese Hildesheim liegt nahe der Zonengrenze das Städtchen Königslutter am Elm. Es ist bekannt durch die im Jahre 1135 von Kaiser Lothar von Süpplingenburg erbaute Stiftskirche des Benediktinerklosters, die viele Jahrhunderte lang auch eine berühmte Wallfahrtskirche war.

An der Außenwand der Hauptapsis dieser Kirche findet sich unterhalb einer prächtig gearbeiteten Akanthusblattwelle ein seltsamer Fries. Dieser zeigt in 9 Bildern Szenen einer mittelalterlichen Hetzjagd, Horn blasende Jäger, Hunde, die einen Hasen und ein Wildschwein angefallen haben, einen flüchtenden Hirsch, einen Treiber mit einem erlegten Hasen und in der Mitte zwei Hasen über einem an den Beinen gefesselten Jäger, dem die Hasen auch die Hände binden bzw. deren Fesseln zernagen. Die bildfreien Bogenfelder sind von Rosetten ausgefüllt, die Konsolen der Bogen werden von Tier- und Menschenköpfen und seltsamen, oft ineinander verschlungenen Vogelwesen gebildet. Zwischen dem Fries und der Akanthusblattwelle ist folgende Spiegelinschrift in den Stein eingemeißelt: hoc opus eximium vario celamine mirum sc . . . (Dieses hervorragende Werk, wunderbar durch mannigfaltiges Verbergen, schuf . . .)

Wie der Braunschweiger Kunsthistoriker Professor P. J. Meier um die Jahrhundertwende festgestellt hat, stammt der unbekannte Schöpfer des Jagdfrieses von Königslutter, der dort sicher auch das Löwenportal und den Kreuzgang geschaffen hat, wahrscheinlich aus Italien, denn dort — namentlich am Dom und an S. Zeno in Verona und an den Domen zu Ferrara und Modena — liegen die Vorbilder für die Arbeiten von Königslutter. Besonders groß ist die Übereinstimmung mit den Jagdszenen über dem Portal des Domes von Verona, die den Horn blasenden Jäger, die hetzenden Hunde und den flüchtenden Hirsch in ganz ähnlicher Weise zeigen, und mit dem „Theoderich-Relief" am

ADAMUS ADAMI ORD. S. BENEDICTI PROFESSUS
IN BRAUWEILER SUFFRAGANEUS HILDESIENSIS ESCHER-
DENSIS MONASTERII RESTAURATOR OBIIT 19 FEBR: 1663.

Teil des Apsisfrieses von der Stiftskirche in Königslutter/Elm

Portal zu S. Zeno in Verona. Da letzteres im Jahre 1125, das Domportal von Verona 1139 entstanden ist, kann man annehmen, daß der Jagdfries von Königslutter ebenfalls aus dem 2. Viertel des 12. Jahrhunderts stammt. Der Baubeginn in Königslutter (1135) läßt sich damit gut in Einklang bringen.

Der Fries hat Anlaß zu den verschiedenartigsten Deutungsversuchen gegeben. Den ersten unternahm 1861 Baurat Hase, Hannover. Er schreibt: „Die Größe und Mächtigkeit der Darstellung in diesem Bilde der Jagd nötigt uns sofort zu der Überzeugung, daß dabei nicht nur ein gedankenloses Spiel obwaltete, daß hier nicht ein sonderbares Jagdabenteuer, sondern etwas für die Kirche hoch Bedeutungsvolles geschildert werden sollte. Das wehrlose Wild erscheint in manchen früheren Darstellungen symbolischen Inhalts als das Bild der bedrängten Christenheit, und gewiß haben wir hier nichts anderes vor Augen als die Verfolgung und in der Mitte den Sieg des Christentums" (8). Ähnlich äußerte sich 1933 der Freiburger Ikonograph Dr. Doering (5).

P. J. Meier bemerkt dazu: „Doch wird Hases Erklärung dadurch bedenklich, daß man die Fesselung des Menschen durch Hasen an sich eher auf die Verstrickung durch die Sinnlichkeit deuten möchte" (14). Die gleiche Ansicht haben 1954 und 1959 die Braunschweiger Kunsthistoriker Dr. Seelecke und Dr. Stelzer vertreten (18, 20).

Zu ganz anderen Ergebnissen gelangte der Freiburger Ikonograph Professor Künstle. Er ordnet den Jagdfries von Königslutter in die Darstellungen der „verkehrten Welt" ein. Entsprechend schreibt der Dichter Gerhard Nebel 1958: „Der Meister von Königslutter hat es ganz und gar auf das Verkehrte angelegt, er meint Absurdität und Reue, Bekehrung und Paradoxie" (15).

Am ausführlichsten hat sich 1943 Wera von Blankenburg mit dem Jagdfries von Königslutter beschäftigt. Ihrer Ansicht nach soll er den Kampf des Guten mit dem Bösen zum Ausdruck bringen. Vom Mittelbild behauptet sie, daß nicht die Fesselung des Jägers, sondern das Lösen seiner Fesseln durch die Hasen zum Ausdruck gebracht werden solle, eine Ansicht, die Beenken bereits 1924 vertreten hat (1). „Die Jagddarstellung in Königslutter wird also eine Verfolgung der gläubigen Seelen durch den Teufel und seine Helfershelfer sein, eine Vermutung, die auch durch die versuchte Sinndeutung des Mittelstücks des Rundbogenfrieses, wo die Hasen dem gefesselten, liegenden Mann die Stricke zernagen und ihn dadurch erlösen, gegeben ist" (3). So erscheint ihr der Jagdfries letzten Endes als ein „Symbol göttlicher Erlösung". In diesem Zusammenhang sei noch der Deutungsversuch des Volkskundlers Erwin Richter erwähnt, der den Jagdfries von Königslutter 1960 als „Bekehrungsbildnerei" bezeichnet hat.

Um eine Klärung des Fragenkreises zu erreichen, richtete ich im Laufe des Jahre 1961 mit liebenswürdiger Unterstützung von Frau von Spiess, der Witwe des Wiener Mythenforschers Karl von Spiess, Generalkonsul a. D. Dr. Dr. Fuchs (Bonn) und Herrn Dekan Dr. Cich (Königslutter) an führende Vertreter der Kirchen- und Kunstgeschichte sowie der Volkskunde des In- und Auslandes eine Umfrage. Das überraschende Ergebnis war zunächst, daß keiner der angeschriebenen Fachgelehrten ein vergleichbares Werk nennen konnte. Der Jagdfries von Königslutter kann danach als etwas absolut Einmaliges in der romanischen Kunst gelten. Bei der Erfassung seines Symbolgehalts wurden die Deutungsversuche von P. J. Meier und W. v. Blankenburg allgemein abgelehnt. Besonders kritisch äußerte sich der Volkskundler Professor Mudrack (Wien) in seinem Schreiben vom 22. 6. 1961:

„In den im Briefe angeführten Arbeiten wird einfach der liegende Gefesselte einerseits als Bild der bedrängten Christenheit und ihres Sieges, beziehungsweise als Darstellung der ‚Erlösung' der ‚gläubigen Seelen', andererseits als ‚Verstrickung durch die Sinnlichkeit' aufgefaßt. Die Frage, ob eine derartige Symbolik sonst irgendwo nachweisbar ist, wird nicht einmal gestellt, geschweige denn beantwortet, und ebensowenig wird gefragt, ob die in Betracht kommende Szene etwa durch Parallelüberlieferungen, welcher Art immer, aufgeklärt werden könnte. Bei dieser Sachlage hängen die versuchten Erklärungen durchweg in der Luft und sind wissenschaftlich unerheblich und unbrauchbar. Denn auch der Versuch, den Hasen mit Rücksicht auf seine Fruchtbarkeit als Symbol der Sinnlichkeit zu deuten, kann sich auf keinerlei brauchbare Unterlagen stützen."

Professor Mudrack vertritt die Ansicht, daß der Jagdfries von Königslutter die „verkehrte Welt" zum Ausdruck bringen wolle. Den einzigen brauchbaren Hinweis zur Erklärung der Szene kann man aus den Darlegungen von Spiess, Marksteine I, S. 256 ff., entnehmen. Dort ist mit Recht darauf verwiesen, daß in der Volksüberlieferung das „Verkehren" eine wesentliche Rolle spielt und daß der Hase, sonst immer der Verfolgte, seine starken Gegner dem sicheren Verderben entgegenführt. Spiess hat dazu auch Belege aus der Volksüberlieferung angegeben, die sich noch durch weiteres Material in entscheidender Weise vermehren lassen. In Uhlands „Volksliedern", Nr. 241, Str. 9, Vers 2, heißt es, „der has der jagt den jäger mit sein Hunden", und das gesamte Lied zeigt deutlich die „verkehrte Welt", um die es sich auch bei diesem Einzelfall handelt. Ähnliches Material weist Uhland in seiner Abhandlung zu den Volksliedern schon aus dem 13. Jahrhundert nach (Ausgabe von Herm. Fischer, Stuttgart o. J., S. 171 fs. Marner: ein hase fing zwei winde), und so bleibt wenigstens solange,

als nicht ein anderes, sachlich belegtes Erklärungsprinzip gefunden wird, nur die Möglichkeit, im Hinblick auf diese Vorstellungen die dargestellte Szene als Fesselung durch die beiden Hasen aufzufassen. Eine Deutung im kirchlich-religiösen Sinne ist keineswegs zwingend und verbietet sich solange, als sich nicht eine Symbolik, wie sie von den im Briefe genannten Autoren angenommen wird, tatsächlich nachweisen läßt. In ähnlicher Weise äußerten sich brieflich der Kirchenhistoriker Professor Schreiber (Münster), der Volkskundler Professor Ranke (Göttingen) und der Bibliothekar Graf Wolff-Metternich (Rom).

Im Gegensatz dazu stellt der Wiener Ikonograph Dr. Aurenhammer in seinem Schreiben vom 13. 7. 1961, dem sich der Kunsthistoriker Professor Novotny (Wien) anschloß, folgendes über den Jagdfries von Königslutter fest: „Die wesentliche stilistische Einordnung hat Richard Bernheimer in seinem Buch ‚Romanische Tierplastik. Die Ursprünge ihrer Motive', München 1931, p. 25, vorgenommen. Nach ihm hätte Königslutter den entwickelteren Stil der Portale von Ferrara nach Deutschland übertragen. In bezug auf die inhaltliche Deutung möchte ich auf Oskar Doering ‚Christliche Symbole', Freiburg 1933, p. 68, hinweisen, der das Symbol des von Jägern verfolgten Hasen mit der ecclesia pressa, nach Tertullian, ad. nat. 2, 3, gleichsetzt. Er führt auch Königslutter als Beispiel an. Abgesehen von der von Ihnen zitierten Literatur ist mir keine neuere Deutung gegenwärtig, wenn man von den Interpretationsversuchen der Volkskundler absehen will (vgl. Spiess: Marksteine der Volkskunst, 1. Teil, Berlin 1937, p. 243 fs.). Alle diese Deutungen gehen aber nicht auf den Jäger ein, der von den Hasen gefesselt (oder entfesselt) wird. Die Volkskunde kennt diese Umdrehung eines Erzählstoffes unter dem Begriff der ‚verkehrten Welt'. Das Thema von Hasen, die Menschen foltern, hinrichten, Menschen als Diener am Hof eines Hasenkönigs auftreten lassen, ist besonders in der deutschen Literatur im 14. und 15. Jahrhundert beliebt (C. Müller-Fraureut: Die deutschen Lügendichtungen, Halle 1882). Doch haben sich bildliche Zeugnisse zu einer solchen ‚verkehrten Welt' bis jetzt erst im 14. Jahrhundert nachweisen lassen. Ihr Beispiel wäre also ein besonders frühes und außerordentlich interessantes, wenn eben tatsächlich sicher wäre, ob der wehrlose Mensch ge- oder entfesselt wird. Ich möchte in dem Zusammenhang auf ein spätes Beispiel ähnlicher Thematik hinweisen, nämlich auf die Fresken des ehemaligen ‚Hasenhauses' in Wien (vgl. Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, Band 62, Heft 4, Wien 1959, S. 211 fs.). Viel näher liegt natürlich der Vergleich mit Schöngrabern. ‚Bei der Untersuchung der romanischen Skulpturen der Kirche von Schöngrabern, nördlich Wien, kam Dr. Novotny zu dem Ergebnis, daß sie in verschiedenartigster Form

den ‚Kampf der Menschenseele gegen das in Tiergestalt dargestellte Böse' bedeuten und daß die in vielen Varianten ausgedrückte Leitidee der Bildwerke die Überwindung des Bösen und der Triumph über die teuflischen Mächte sei" (16).

Frau Professor Schulte (Wien) regt in ihrem Brief einen Vergleich zwischen dem Jagdfries und dem Theoderich-Relief an der Kirche S. Zeno in Verona an, das im Jahre 1125 von jenem Meister Nikolaus geschaffen wurde, der nach der Dissertation von Eichwede auch der Schöpfer des Jagdfrieses von Königslutter gewesen sein soll (6). Das Theoderich-Relief zeigt einen berittenen Jäger in wallendem Mantel mit Hifthorn, der mit seinen Hunden einem flüchtenden Hirsch folgt und auf eine rechts im Bild stehende Gestalt zureitet. Eine über dem Relief angebrachte Inschrift besagt, daß mit dem wilden Jäger der König Theoderich gemeint sei, dem der Teufel ein Pferd geschickt habe, um ihn in die Hölle zu holen. Die Ähnlichkeit der Skulpturen mit denen des Jagdfrieses von Königslutter ist — wie erwähnt — auffällig. Es ist auch erwiesen, daß die Sagengestalt im Gebiet von Königslutter, Elm, heimisch war (9). Eine Zusammenstellung der verschiedenen Sagen über den wilden Jäger im Elm brachte die „Braunschweigische Heimat" 1961 (11).

Für die vor allem von den Volkskundlern begründete Meinung, daß der Jagdfries von Königslutter die „verkehrte Welt" veranschaulichen solle, spricht der im Mittelalter weit verbreitete Volksglaube, daß der Hase eine beliebte Erscheinungsform des Teufels und der Hexen sei. Darüber heißt es in Hoffmanns „Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens" (1930-1931): „In seiner Gestalt zeigen sich gerne Seelen Verstorbener, Kobolde, dienstbare Hausgeister, Korndämonen, ja selbst der Teufel. Sein Erscheinen bedeutet vielfach Krankheit, Tod, Feuersbrunst. Sein Angang ist daher fast überall Unglückszeichen, nur ganz selten bedeutet er Glück." Zur Kritik ist mit Dr. Aurenhammer zu betonen, daß bildliche Zeugnisse einer „verkehrten Welt" sich erst vom 14. Jahrhundert an nachweisen lassen. In der romanischen Kunst fehlen sie.

Die mehr von Ikonographen und Kunsthistorikern vertretene Ansicht, daß der Jagdfries symbolisch die anfangs unterdrückte, später aber siegreiche Kirche darstellen wolle, stützen neben dem Zeugnis des Kirchenvaters Tertullian Aussagen des bekanntesten Werkes mittelalterlicher Tiersymbolik, des „Physiologus", in dem der Teufel mehrfach in der Gestalt eines wilden Jägers erscheint, der die christlichen Seelen jagt (13). Sie läßt sich besser mit dem lateinischen Spruch über dem Fries, der ausdrücklich auf ein „Geheimnis" hinweist, in Einklang bringen und entspricht mehr der religiösen Grundhaltung des

kaiserlichen Bauherrn, der die Christianisierung der heidnischen Slawen als eine der wichtigsten Aufgaben seines Lebens angesehen hat. Schließlich wird sie auch dem Wesen der romanischen Kunst, „in der die metaphysischen Ängste noch elementarer waren als in der humorbefreiten Gotik" (2), besser gerecht. Bildwerke, die — wenn auch in ganz anderer Art — den gleichen Grundgedanken ausdrücken, gibt es an verschiedenen romanischen Kirchenbauten, zum Beispiel an der Marienkirche zu Oleron-Sainte-Marie (Basse Pyrénées) in Südfrankreich (7) und am Baptisterium zu Parma in Oberitalien (10).

Schrifttum

1. H. Beenken: Romanische Skulptur in Deutschland. Leipzig 1924.
2. R. Bernheimer: Romanische Tierplastik. Dissertation. München 1931.
3. W. v. Blankenburg: Heilige und dämonische Tiere. Leipzig 1943.
4. E. Bock: Das Zeitalter der romanischen Kunst. Stuttgart 1958.
5. O. Doering: Christliche Symbole. Freiburg 1933.
6. Eichwede: Beiträge zur Baugeschichte des Kaiserlichen Stifts zu Königslutter. Dissertation. Hannover 1904.
7. J. Gantner: Gallia Romanica. Wien 1955.
8. C. W. Hase: Die Kirche des Kaiserlichen Stifts zu Königslutter (Architekten- und Ingenieurverein für das Königreich Hannover: Die mittelalterlichen Baudenkmäler Niedersachsens. Bd. I. Hannover 1861).
9. Niedersächsisches Staatsarchiv Wolfenbüttel: von Hasselsche Collectaneen.
10. F. Kayser: Werdezeit der abendländischen Kunst. Frühchristliche und romanische Kunst in Italien. Freiburg 1948.
11. H. B. Krieger: Reste heidnischen Götterglaubens in den Sagen des Elmgebietes. Braunschweigische Heimat 1961/4.
12. K. Künstle: Ikonographie der christlichen Kunst. Freiburg 1928.
13. Leuchert: Geschichte des Physiologus, Straßburg 1889.
14. P. J. Meier: Die Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Helmstedt. Wolfenbüttel 1896.
15. G. Nebel: Zwiesprache mit Menschen und Steinen. Merianheft 1958/1 (Braunschweiger Land).
16. F. Novotny: Romanische Bauplastik. Wien 1930 (Dissertation).
17. E. Richter: Vom mythisch-kalendarischen Ursprungsbezirk des Osterhasen. Wirklichkeit und Wahrheit. Folge I/1960. Marburg/Lahn.
18. K. Seelecke: Kaiserdom Königslutter. München 1959.
19. K. v. Spiess: Marksteine der Volkskunst. I. Berlin 1937.
20. O. Stelzer: Helmstedt und das Land um den Elm. München 1954.

Hans Schlitte

Ein Goslarer Abenteurer des 16. Jahrhunderts

Von Mittelschullehrer Hans Hahnemann, Goslar

Wenn das 2. Vatikanische Konzil auch die Versöhnung und Einheit der Kirchen auf seine Tagesordnung gesetzt hat und versucht, Möglichkeiten für eine Wiedervereinigung der orthodoxen Kirchen mit der römisch-katholischen Kirche zu sondieren, so scheint es, daß dieser Versuch nicht mehr so utopisch ist wie in früheren Jahrhunderten, auch wenn er vielleicht noch lange auf eine volle Verwirklichung warten muß. In diesem Zusammenhang mag es angebracht sein, sich eines Abenteurers aus unserer engeren Heimat zu erinnern, der sich vor gut 400 Jahren ein ähnliches Ziel gesetzt hatte, wenngleich nur zum Schein, um seine materiellen Pläne voranzutreiben. Es handelt sich um den aus Goslar stammenden Hans Schlitte, über dessen erlebnisreiches Erdenwallen bislang wenig bekannt geworden ist.

Zur Aufhellung des Hintergrundes der Begebenheiten einige kurze Vorbemerkungen: Als nach dem Untergang von Byzanz (1453) die Lehre vom „Dritten Rom" aufkam, zu dem Moskau in den Augen der Slawen geworden war, mußten die russischen Herrscher bestrebt sein, die Diskrepanz zwischen den hochtrabenden Ansprüchen und den unbestreitbaren Tatsachen einer zivilisatorischen und kulturellen Rückständigkeit ihres Landes möglichst schnell zu überbrücken. Das war nur möglich mit Hilfe ausländischer Fachleute; und so waren Iwan III., Wassilij III. und insbesondere Iwan IV. („der Schreckliche") darauf aus, durch moskowitische Gesandtschaften in Dänemark, Italien und Deutschland geschickte Bauhandwerker zu verpflichten, während Techniker, Waffenmeister, Eisen- und Hüttenfachleute und Kanonengießer vorwiegend in Süddeutschland, Italien und Schweden angeworben wurden. Zu den uns namentlich bekannten deutschen Kaufleuten und Anwerbern gehörte auch besagter Hans Schlitte.

Mit Hilfe der früheren Archivarin, Frl. Theda Tappen, stellte ich fest, daß Hans Schlitte (oder: Hans Slitte, wie seine Unterschrift lautet[1]), einer Goslarer Familie entstammt, deren Name des öfteren in

[1] Prozeßakten des Reichskammergerichts, S. 62, Archiv der Hansestadt Lübeck.

den Archivbeständen auftaucht; und zwar ist sowohl die Form Schlitte bzw. Slede oder Sleden, wie sie niederdeutsch heißt, nachweisbar. So wird 1508 ein Tile Sleden anläßlich einer Hochzeit im Verzeichnis der Bürgerrechtserwerbungen erwähnt. 1543 und 1545 trifft man den Namen in der Marktpfarre an. 1549 tritt Tile Slede als Dingmann auf und wird 1552 und 1554 als Ratsherr genannt; auch als Vogt der Stadt wird er in einer Urkunde vom 29. April 1520[2] erwähnt. Der Sledesche Hausbesitz wird angeführt als „auf dem Markte zwischen dem ‚wachuse' (Wachthaus) und Hanns Sledes Haus belegen". Damit kommen wir auf das Mitglied der Familie, dem unsere besondere Aufmerksamkeit gilt: Hans[3] Slede, der 1510 bereits einmal kurz in den Bürgerrechtserwerbungen erwähnt wird. Der Abschnitt seines Lebens, der uns im besonderen interessiert, liegt aber wesentlich später, nämlich in den 40er Jahren des 16. Jahrhunderts. Nebenbei nur sei bemerkt, daß dem Denkbuch der Stadt Goslar[4] zufolge Hans Schlitte mit einer Frau Armengart verheiratet war und zwei Söhne hatte. Der eine, namens Christian, lebte 1563 in Breslau, während der andere, ein Tielen Schlidden, in Goslar bezeugt ist.

Wie schon andere seiner Standesgenossen, hatte auch wohl Hans Schlitte die Absicht, sein Glück im Handel mit Rußland zu versuchen. Daß er als Kaufmann[5] den nötigen Unternehmungsgeist hatte, werden wir noch sehen. Zunächst schien er allerdings wenig Erfolg zu haben[6]; denn als er mit einem Statthalter von Pleskau einen Kaufvertrag auf Lieferung von 600 Last (etwa 12 000 dz) Roggen abschloß und im guten Glauben den Kaufpreis sofort hinterlegte, blieb die Ware aus, weil der Statthalter inzwischen in Ungnade gefallen und in Moskau hingerichtet worden war. Um zu seinem Geld zu kommen, wandte Schlitte sich an den ihm bekannten Herzog Albrecht von Preußen, den letzten Hochmeister des Deutschen Ordens, von dessen guten Beziehungen zu Moskau er gehört hatte. Dieser stellte ihm am 26. Juni 1546 ein Empfehlungsschreiben[7] aus, das ihm in Moskau weiterhelfen sollte.

[2] Urkunde der Stadt Goslar Nr. 1111 vom 29. April 1520.

[3] Der Vorname „Hans" bzw. Johann dürfte zutreffend sein und nicht etwa „Georg", wie es bei Spamer und Bernhardi heißt, oder „Konrad", wie das RGG, 1961, meint.

[4] Denkbuch der Stadt Goslar 1542-80, Urkunde Nr. 284 v. 15. 5. 1563.

[5] Diese Berufsbezeichnung geht einwandfrei aus dem Empfehlungsschreiben Herzog Albrechts v. Preußen vom 26. 6. 1546 hervor, in dem von dem „negotiator Johannes Schlitte" die Rede ist, welcher „negotiorum suorum mercimoniorumque honestorum causa" nach Moskau reisen will (s. Karge, Altpreuß. Monatsschr. Bd. 39, S. 454-55). Derselbe Verfasser schreibt auch, daß Schlitte mit Waffen und Rüstungen gehandelt habe.

[6] Im folgenden halte ich mich an Übersberger, „Österreich und Rußland seit dem Ende des 15. Jahrhunderts", I. Bd., S. 289 u. f.

[7] Siehe Fußnote 5.

Mit Hilfe dieses Schreibens nun wußte Schlitte sich in Moskau ins beste Licht zu setzen, so daß der soeben feierlich zum Zaren gekrönte Iwan IV. Vertrauen zu ihm faßte, zumal Schlitte ihm, der sich eben anschickte, Kasan seinem Herrschaftsbereich einzugliedern, Versprechungen machte, die dem Herrscher aller Reußen äußerst erwünscht sein mußten. Vielleicht betrieb Schlitte jetzt angesichts der sich ihm bietenden viel größeren Aussichten gar nicht mehr so eifrig die Eintreibung der alten Schuld; jedenfalls erfährt man nicht, ob er sein Geld zurückerhielt. Schlitte wollte nämlich jetzt in Deutschland Leute anwerben, die nach wie vor in Rußland sehr gesucht waren. Zwar ist in dem ihm im April 1547 erteilten offiziellen Auftrag[8] nur die Rede von „Meister und Doctores, die Kranke pflegen und heilen können, Schriftgelehrte, Leute, die lateinische und deutsche Schrift wohl verstehen, die Harnische und Panzer machen können, Bergwerks-Verständige, die Gold-, Silber-, Zinn- und Bleywerke zu bearbeiten verstehen, Leute (Taucher), die Perlen im Wasser und Edelsteine suchen können, Goldschmiede, Büchsenmacher, Glockengießer, Baumeister, die steinerne und hölzerne Städte, Schlösser und Kirchen machen können, Feld-Ärzte, die frische Wunden heilen und der Arzneyen kundig sind, Leute, die Wasser in ein Schloß leiten können, und Papiermacher". Darüber hinaus aber hatte Schlitte dem Zaren auch Obriste und Hauptleute anzuwerben versprochen, die als Instruktoren und Organisatoren in Rußland dringend benötigt wurden. Dieses Anerbieten war dem Zaren um so erwünschter, als Schlitte die Werbung auf eigene Rechnung vornehmen wollte. In diesem auf Befehl des Zaren von seiner Kanzlei für Schlitte ausgefertigten Empfehlungsschreiben ist — und das ist wichtig festzuhalten — an keiner Stelle die Rede von einem diplomatischen Auftrag. Aus einschlägigen Geschichtswerken ist bekannt, daß den Gesandten peinlich jedes Wort vorgeschrieben war. So hätten eigentlich bei Kennern der diplomatischen Gepflogenheiten des Zarenhofes Zweifel auftauchen müssen, als Schlitte Ende 1547 am kaiserlichen Hof in Augsburg erschien, wo eben ein Reichstag abgehalten wurde, und wo er sich nun als Bevollmächtigten des Zaren ausgab.

Jetzt war bei der Überreichung des Originalschreibens Iwans die Bitte um Überlassung der benötigten Gelehrten, Künstler und Handwerker fast an den Rand gerückt, weil Schlitte glaubte, einen größeren Fischzug tun zu können, wenn er Dinge vorbrachte, die dem Kaiser äußerst erwünscht erscheinen mußten. Schlitte sprach nämlich von einem Auftrag, politische Beziehungen zwischen den beiden Höfen an-

[8] Nach einer Übersetzung von Schlittes Auftrag bei Faber, Preuß. Archiv 1810, S. 6/7.

zubahnen, von einem Feldzug gegen die Türken, von der Gründung eines deutsch-russischen Ordens und — ja, man liest recht — von einer Union der russischen Kirche mit der römischen. Diese Gedanken waren kaum Schlittes eigenem Kopf entsprungen, aber sie zeigen, daß er ein recht belesener Mann war und die Beziehungen des Westens zu Rußland ihm sehr vertraut schienen. Insbesondere müssen ihm die Versuche Roms, mit Moskau zu einer Union zu kommen (wahrscheinlich im Hinblick auf die Türkengefahr), bekannt gewesen sein. So muß er vor allem Kenntnis gehabt haben von dem ersten grundlegenden Werk über Rußland, das der Freiherr von Herberstein verfaßt hatte, der als erster Diplomat westeuropäischer Staaten 1517 am russischen Hof empfangen worden war und auf Grund seiner slawischen Sprachkenntnisse nach vierzehn Monate währendem Aufenthalt ein überaus bedeutungsvolles Buch verfaßte. Insbesondere muß Herbersteins Bericht über Dietrich von Schönberg das Interesse Schlittes gefunden haben. Dieser Dietrich von Schönberg war ein Bruder des gelehrten Dominikaners Nikolaus von Schönberg, der als päpstlicher Nuntius am kaiserlichen Hofe die Türkenpolitik beeinflussen sollte und u. a. vom Papst die Aufgabe erhielt, im Sinne einer Union mit Rußland tätig zu sein. Eine in diesem Zusammenhang geplante Reise übertrug er Zeitmangels wegen seinem Bruder Dietrich, der sich 1519 nach Moskau begab und den Großfürsten Wasilij um Unterstützung in einem Kriege gegen die Türken bat und gleichzeitig eine kirchliche Union mit Rom vorzubereiten suchte, eine Mission, die aber fehlschlug.

Es mag sein, daß bei den Verhandlungen zwischen dem Zaren und Schlitte die Beziehungen zum Kaiser berührt worden sind; sicher aber hat er keinen dahingehenden Auftrag gehabt. Karl V. übergab das Schreiben, das Schlitte überreicht hatte, den Reichsständen, die schließlich der Bitte des Zaren willfahrten. Daraufhin stimmte der Kaiser in einem Erlaß vom 30. Januar 1548[9] zu, daß Schlitte im Hinblick auf die Freundschaft, die der Großfürst Wasilij stets gezeigt habe und die Iwan noch trage, der Unionsversuch zwischen der russischen und römischen Kirche weitergeführt werden solle. „Zudem das wir auch in glaubliche erfahrung komen, Das gemelter Furst Basilij (d. i. Wasilij) von dieser Zeit sich unther die Lateinische Kirchen begeben wollen, vnnd sollichs gesucht habe, ... Demnach haben wir gedachten Hans Schleitten gnediglich zugelassen, gegont und erlaubt vnnd ihme auch hiemit wissentlich in krafft diess brieffs, also das Er allenthalben im hayligen Reich dasselben Zugethanen vnnd vnsern Erblichen Furstenthumbmen, Landen, Oberkaitten und

[9] Nach Fiedler, „Ein Versuch der Vereinigung der russischen mit der römischen Kirche", S. 78 f.

Gepieten, solliche Obberurte personen suchen aufbringen und bestellen und gedachtem Fursten in Reussen zufuren magk, von allermenniglich unuorhindert."

Allerdings enthielt dieser Geleitbrief eine Bedingung, zu deren Einhaltung sich Schlitte eidlich verpflichten mußte, nämlich, daß weder er noch die von ihm Angeworbenen sich in die Türkei, Tartarei oder andere Länder der Ungläubigen begeben dürften, um diese ihre Künste zu lehren. Den Angeworbenen sollte der vom Kaiser ernannte Kommissar Hermann v. Brucknaw[10] später den Eid abnehmen. In einem besonderen Schreiben, das Schlitte nach seiner Rückkehr dem Großfürsten übergeben sollte, machte der Kaiser Iwan IV. Mitteilung von der erteilten Bewilligung.

Wenn man sich den Schlitte erteilten Geleitbrief näher anschaut, so fällt auf, daß nirgendwo die Rede ist von Kriegstechnikern und Söldnern, auf deren Anwerbung es sonst dem Zaren besonders ankam. Allerdings scheint in dem Schreiben des Zaren an den Kaiser auch nur von Gelehrten und Handwerkern gesprochen zu sein. Aber der Geleitbrief beweist doch, daß Schlitte sich als Gesandten des Zaren ausgab und allen Ernstes versicherte, der Zar wolle sich „unter die Lateinische Kirche" begeben. Was Wunder, daß ein so geschicktes diplomatisches Auftreten, das man schon als skrupellos bezeichnen muß, auch materielle Früchte brachte. Jedenfalls fand Schlitte jetzt in dem Markgrafen Joachim von Brandenburg einen Geldgeber, der es ihm ermöglichte, seine Pläne zu verwirklichen; denn über eigenes Kapital verfügte Schlitte nicht. Ein Darlehen von 2000 Talern wurde ihm gewährt, für das der adelige Hans von Blankenburg[11] in gutem Glauben die Bürgschaft übernahm; er war es dann später, der Schlitte festsetzen ließ.

Inzwischen machten sich aber schon Gegenkräfte bemerkbar. Wie gesagt, war der Meister des Deutschen Ordens in Livland beauftragt, den von Schlitte Angeworbenen den Eid abzunehmen, und erfuhr so von dem geplanten Unterfangen. Die Beziehungen zwischen Livland und Rußland aber hatten sich in der Zwischenzeit derart zugespitzt, daß ein Zusammenstoß in greifbare Nähe rückte. Da war es durchaus nicht im Interesse des Ordens, daß Rußland durch das Vorhaben Schlittes militärisch gestärkt wurde und ganz selbstverständlich erhob der livländische Gesandte am kaiserlichen Hof Protest.

[10] Fiedler, „Ein Versuch der Vereinigung der russischen Kirche mit der römischen". Sitzungsberichte der Wiener Akademie, phil.-hist. Kl., 40 l. c., S. 78 f.

[11] Diese Schreibweise scheint richtig, denn Forstreuter schreibt so, und auch in den Lübecker Akten findet man Blankenburg; nur Übersberger schreibt H. v. Blankenberg.

Schlitte war inzwischen nicht untätig gewesen und hatte im Vertrauen auf das kaiserliche Patent im weiten Raume des Reiches eine Anzahl von Leuten angeworben. Unter diesen befand sich auch ein Verwandter Schlittes aus Goslar, Hans Geismar, der Verfasser der Geismarschen Chronik[12], die Professor Cordes 1954 herausgegeben hat. Wir sehen daraus, daß Hans Geismar niemals nach Moskau gekommen ist[13]. Inzwischen hatte sich nämlich mancherlei ereignet.

Da der Deutsche Orden nicht gewillt war, Schlittes Unternehmen zuzulassen, wandte er sich an den Rat in Lübeck und bat, Schlitte festzunehmen. So war es nicht verwunderlich, daß Schlitte bei seinem Ansuchen um freien Durchzug für seine kurz zuvor in Halberstadt vereidigten Leute eine Ablehnung erfuhr[14]. Inzwischen wandte sich der Kanzler des Meisters von Livland an den im Sommer stattfindenden Hansetag in Lübeck mit der Bitte, „die Unterstützung des Moskowiters durch Hans Schlitte u. a. zu verhindern, die Livland und den Kaufhandel gefährdet". Daraufhin wohl wurden die Schiffer, die die Überführung Schlittes und seiner Leute vornehmen sollten, veranlaßt, diese nicht an Bord zu nehmen. Die Folge war, daß nunmehr die Angeworbenen sich zerstreuten. Die Livländer hatten bereits Anstalten getroffen, um Schlittes Transport auf hoher See abzufangen. Er selbst wurde ins Gefängnis geworfen. Nur einer der Angeworbenen, der Jurist Dr. Johannes Zehender, versuchte, mit einigen Dienern auf dem Landwege nach Moskau zu eilen, um den Zaren zu benachrichtigen, wurde aber in Livland ergriffen und dort inhaftiert. Aber Schlitte gab auch im Gefängnis in Lübeck die Hoffnung nicht auf.

Seine Inhaftierung hatte Schlitte letztlich dem mecklenburgischen Ritter Hans Blankenburg auf Prelwitz zu verdanken, der seinerzeit für ihn die Bürgschaft übernommen hatte und der nun, wahrscheinlich auf Anstiften des Ordens, Schlitte durch den Lübecker Rat ins Schuldgefängnis werfen ließ. Nach dem Gesetz war Lübeck dabei sogar im Recht, denn Blankenburg legte Schlitte in ein Gastrecht, aus dem er entwichen war[15]. Schlitte ließ nun seine weitreichenden Verbindungen spielen, und bald liefen beim Lübecker Rat etliche Bittschriften ein, zunächst von den Verwandten in Goslar. Des weiteren traten für ihn ein die Räte von Goslar und Breslau sowie die Herzöge Philipp von Braunschweig-Grubenhagen und Georg von Liegnitz. Schließlich gelang es dem Häftling in einem Schreiben an den Kaiser[16], seine Erleb-

[12] „Die Goslaer Chronik des Hans Geismar", herausgegeben von Dr. Gerhard Cordes in „Beiträge zur Geschichte der Stadt Goslar" 1954.
[13] Siehe daselbst, S. 143.
[14] Misc. Russ. I, Nr. 5, Staatsarchiv Lübeck.
[15] Siehe Forstreuter „Preußen und Rußland im Mittelalter", S. 126.
[16] 1549, März 22. und 23. Lübeck. W. St. A. Russica, Orig.

nisse zu schildern und dessen Hilfe zu erbitten, worauf dieser verfügte, Schlitte sofort zu entlassen, falls seine Darstellung den Tatsachen entspräche[17]. Aber Schlitte blieb weiterhin im Gewahrsam.

Im Auftrage seines Herrn legte der livländische Gesandte unterdessen dem Kaiser einen Bericht vor, wie man Schlittes Unternehmen vom Deutschen Orden aus ansah, nämlich, daß er neben harmlosen Handwerkern auch Obristen und Hauptleute angeworben habe und damit die moskowitische Kriegsmacht stärken helfe, die sich bemühe, Herrin der Ostsee zu werden und gleichzeitig Livland, Preußen und Schweden unterjochen wolle. Livland als vorgeschobenes Bollwerk habe sich bislang nur durch seine überlegene Bewaffnung der Russen erwehren können. Da Schlitte sich den kaiserlichen Geleitbrief nur durch eine Verdrehung der Tatsachen erschlichen habe, möge der Kaiser ihn widerrufen[18]. Und tatsächlich kam der Kaiser dem Verlangen nach und erließ sofort „sub bulla aurea" den Befehl, Schlitte und sein Gefolge festzunehmen, da dieser nicht auf Befehl des Großfürsten, sondern eigenen Vorteiles wegen die Leute angeworben habe[19]. Unterdessen versuchte der nichtsahnende Häftling weiterhin, den Zaren von seinem Mißgeschick zu benachrichtigen. Das geschah jetzt durch Johann von Roseneck, der von Schlitte als „Kanzler der deutschen und lateinischen Sprache" angeworben war[20]. Aber dieser Bote wurde bereits in Livland gefangengenommen, so daß sich Schlitte genötigt sah, einen weiteren „Kurier" loszuschicken in der Person des Braunschweiger Kaufmanns Arnold Pein[21]. Ihm erschien es sicherer, Schlittes Bericht abzuschreiben und seinem Auftraggeber das Original zurückzugeben. Tatsächlich gelangte er nach Rußland, gab sich dort als Schlitte selbst aus und wurde zunächst unter großen Ehrenbezeigungen empfangen, bis der Betrug entdeckt wurde und der Zar in großen Zorn geriet. Weiter ist über ihn nichts bekannt.

Fast zwei Jahre wurde Schlitte in Lübeck festgehalten, dann gelang es ihm, nach Ratzeburg zu entkommen. Da ihm nicht bekannt war, daß ihm der kaiserliche Geleitbrief mit Einverständnis des Ausstellers wieder abgenommen war, erbat er vom Kaiser eine Neuausfertigung mit der Bestätigung seines Mißgeschicks und kündigte gleichzeitig an, daß er beim Reichskammergericht Klage gegen Lübeck erheben werde[22].

[17] Der Kaiser a. d. Rat in Lübeck. Brüssel, 1549, Juni 25. W. St. A. Russica, Konz.
[18] Memoriale des livländischen Gesandten an den Kaiser, 1549, Okt. 12.
[19] Brüssel, 1549, Oktober 12. W. St. A. Russica, Konz.
[20] Siehe Staden „Aufzeichnungen über den Moskauer Staat", S. 34.
[21] Nach Faber, Karamsin, Adelung und Pierling.
[22] 1550, Juli 6. W. St. A. Russica, Orig.

Es ist anzunehmen, daß diese Bitte ungehört blieb, die Darlegungen des livländischen Gesandten waren wohl zu einleuchtend gewesen.

Nun aber setzte Schlitte alles auf eine Karte, um doch zum Ziele zu gelangen, und hat anscheinend keinen anderen Weg gewußt als, schlicht gesagt, zum Betrüger zu werden. Jedenfalls fälschte er jetzt ein Schreiben Iwans IV. an den Kaiser[23], in dem die Absicht des Zaren erkennbar ist, den Kaiser im Türkenkriege mit Geld und Truppen zu unterstützen, die Stelle eines ständigen russischen Residenten im Reich einzurichten und einen Deutschen dazu zu ernennen und vor allem, (um dem Wunsch des Kaisers auf Eröffnung des Trienter Konzils entgegenzukommen) auf einem allgemeinen Konzil eine Reformation und Einigung der gesamten Kirche, auch der armenischen, zu erreichen. Dafür erbat der Zar dann vom Kaiser neben Theologen und Gelehrten, die nur nebenbei erwähnt werden, ein Regiment Landsknechte zu je zehn Fähnlein und 500 Reiter. Nur um diese kriegsgeschulten Leute ging es Schlitte natürlich. Übersberger sagt dazu: „Es ist eine freche, auf katholisch-westeuropäisches Unverständnis für russisch-orthodoxes Wesen berechnete Fälschung, diktiert von dem Zwange der Not, vielleicht aber auch eine geschickte Verwendung der damals zu Gebote stehenden Werke von Ausländern über Rußland." Wahrscheinlich sollte dieses Schreiben gar nicht in die Hände des Kaisers gelangen, vermutlich wäre dort die Fälschung sofort erkannt worden; es sollte vielmehr dazu dienen, den österreichischen Edelmann Johann Steinberg zu düpieren, den Schlitte für die Ernennung zum „lateinischen und deutschen Kanzler" des Zaren verpflichtete, sein Unternehmen beim Kaiser „und auch sonst mit allem Fleiß", d. h. mit Geld, zu unterstützen. Tatsächlich ist Steinberg dann mit einem kaiserlichen Empfehlungsschreiben, das er in Unkenntnis der tatsächlichen Verhältnisse erhalten hatte, in Rom gewesen, um für die Vereinigung der beiden Kirchen zu arbeiten, bis in letzter Minute Polen sich einmischte und den Plan verhinderte[24]. Und das alles, weil weder dem Kaiser noch dem Papst Zweifel gekommen waren, daß Steinberg gar keinen Auftrag vom Zaren hatte, sondern lediglich von Schlitte. Übersberger schreibt dazu: „Es wäre köstlich anzusehen gewesen, wie Steinberg mit den Bedingungen einer Union, die man nicht gesucht hatte, in Moskau wäre empfangen worden. Ein Iwan IV. und ein Makarij hätten wahrscheinlich den Papst eingeladen, seinen Ketzereien abzuschwören und sich der allein wahren Kirche, die nach ihrer Meinung die orthodoxe war, zu unterwerfen. Den „lateinischen und deutschen Kanz-

[23] Angebliche deutsche Kopie des Originals im W. St. A. Russica mit der Datierung 1547 (7055), April, Moskau.
[24] Pierling, S. 329.

ler" aber hätte man wahrscheinlich mit der Knute von dem Wahn seiner Würde befreit."

Schlitte selbst kümmerte sich, nachdem er Steinberg finanziell erleichtert hatte, nicht mehr um diesen, sondern versuchte, über Kopenhagen nach Rußland zu reisen, aber der dänische König verweigerte die Erlaubnis. Darauf wandte sich Schlitte noch einmal an den Kaiser mit der Bitte, wenigstens 20 Personen nach Moskau führen zu dürfen, wobei er sich jetzt gegen Steinberg stellte und behauptete, dieser habe sich als Gesandten des Zaren ausgeben und sei von ihm beauftragt worden und nicht er, Schlitte. Daher bäte er den Kaiser, genanntem Steinberg keinen Glauben zu schenken, da dieser Rußland nicht einmal gesehen habe, geschweige daß er ein Gesandter des Zaren sei. Einen Monat später suchte Schlitte auch beim Zaren einem Auftauchen Steinbergs vorzubeugen, versuchte gleichzeitig aber auch, neue Mittel und neue Patente zu erhalten.

Eine Reise zum Reichstag in Augsburg 1555, wo man mit dem Religionsfrieden beschäftigt war, blieb insofern nicht ganz ergebnislos, als Schlitte hier einen neuen Geldgeber namens Georg Hohenauer fand und sich nun nach Paris begab, wo er durch Vermittlung Albrechts von Brandenburg dem französischen König, Heinrich II., Sand in die Augen streute. Von ihm, der überall versuchte, die verhaßten Habsburger zu schwächen, erhielt Schlitte Empfehlungsbriefe an den Sultan und an den König von Schweden mit der Bitte, ihm freien Durchzug zu gewähren. Der sich schon abzeichnende Krieg zwischen Schweden und Rußland veranlaßte Schlitte dann, die längere Route einzuschlagen. Albrecht von Brandenburg gab ihm seinen Diener, Hans Vogler, mit und versah ihn mit Empfehlungsschreiben. So brach Schlitte nunmehr mit Hohenauer, den die Aussicht lockte, der Zar werde ihm alles doppelt und dreifach zurückerstatten, und Vogler auf, um über Italien und Konstantinopel den Zarenhof zu erreichen.

In Italien ging dann wieder einmal das Geld aus; aber es fand sich wieder ein Dummer, der sich durch das von Schlitte gefälschte Schreiben des Zaren an den Kaiser täuschen ließ, das ja nur zum Zwecke der Geldbeschaffung angefertigt worden war. In Ferrara nämlich trafen die drei den deutschen Kaufmann Veit Seng, der ihnen Geld lieh unter der Bedingung, daß die Reise zu Lande gemacht würde und er in Lindau sein Geld zurückerhielte. Das geschah natürlich nicht. Veit Seng ist dann später sozusagen der Testamentsvollstrecker Schlittes geworden und hat Jahrzehnte hindurch mit großer Zähigkeit versucht, wieder zu seinem Gelde zu kommen, indem er versuchte, das Unternehmen auf eigene Faust fortzusetzen.

Schlitte selbst verschwand nach einem Streit mit seinen beiden Be-

gleitern in der Versenkung. Seiner Papiere bemächtigte sich der Diener Hans Vogler. Schlitte selbst soll sich später in Loitz bei Stettin aufgehalten haben und kam nach mancherlei Abenteuern endlich 1557 wieder nach Moskau zurück, wo er weiterhin dem Zaren mit phantastischen Plänen lästig fiel. Sechs Jahre später wird er als verstorben bezeichnet[25].

Ein abschließendes Urteil über Hans Schlitte abzugeben, ist kaum möglich. Insbesondere ist nicht festzustellen, ob er von Anfang an betrügerische Absichten verfolgte oder ob er ein Opfer der Verhältnisse wurde. Keinesfalls trifft die Charakteristik zu, die Vogler von Schlitte entwirft, daß er „ein Idiota, aller Sprachen, Ehrbarkeit und Künste unerfahren"[26] sei. Vielmehr muß man eher Forstreuter zustimmen, dem Schlitte keineswegs ein dunkler Abenteurer, sondern als ein Mann mit weitreichenden Beziehungen erscheint und bei dem sich unter der Maske des europäischen Kulturträgers in Rußland der Vertreter der europäischen Kriegsindustrie verbarg.

Darüber hinaus erhalten wir aus der Betrachtung des Lebens Hans Schlittes wissenwerte Aufschlüsse über die Beziehungen zwischen dem Westen und Rußland im 16. Jahrhundert, insbesondere über das Verhältnis des Kaisers zum Zaren, Preußens zu Rußland und Livlands zum Reich. Und schließlich sind die, allerdings nur dürftigen, Berührungspunkte der beiden großen Kirchen bedeutsam, von denen ausgegangen wurde.

[25] Im Denkbuch des Rates, das Prof. Cordes in seinem Buche „Schriftwesen und Schriftsprache in Goslar" anführt, wird ein Hans Sleden 1564 als verstorben genannt.

[26] Voglers Brief an den Herzog von Preußen vom 17. Januar 1557.

Abgott Krodo und Krodoaltar

Heidnische Überlieferungen und mittelalterliches Kunstwerk

Von Oberlandesgerichtsrat Dr. Robert Figge, Celle

Bei Harzburg führt eine Talsenke östlich des Burgberges den Namen Krodotal. In Bad Juliushall heißt eine Quelle Krodoquelle. Die Bezeichnungen sollen die Erinnerung an den angeblichen Heidengott Krodo wachhalten. Sie sind allerdings erst neueren Datums und haben daher keinen historischen Wert.

Der Name des Abgottes Krodo taucht zum ersten Male in der „Croneken der Sassen", der Sachsenchronik des Braunschweiger Bürgers und Goldschmieds Conrad Bothe, auf. Diese ist zuerst 1492 bei Johann Schöffer in Mainz, dem einstigen Geschäftsteilhaber von Gutenberg, gedruckt. Mit ihren vielen Holzschnitten und schönen Typen ist sie ein prächtiges Werk. Sie bringt die ganze Weltgeschichte von Adam an bis zum Ende des 15. Jahrhunderts, eingeteilt in fünf Weltzeitalter. Natürlich ist die Geschichte von Niedersachsen besonders ausführlich behandelt. Ein Stück des wertvollen Drucks besitzt auch die Bibliothek des OLG in Celle. Es ist von mir schon mehrmals in meinen Aufsätzen angeführt.

Unter den Holzschnitten befindet sich auch eine Abbildung des angeblichen heidnischen Abgottes Krodo, der einst auf dem Burgberg bei Harzburg von den Sachsen verehrt worden sein soll.

Der Abgott ist dargestellt als ein bärtiger Mann mit struppigem Haar, bekleidet mit einem Leibrock und einer flatternden Schärpe. In der linken Hand hält er ein Rad, in der rechten Hand trägt er einen Wassereimer mit Früchten oder Blumen. Der Mann steht auf einem Fisch mit gesträubten Flossen (Barsch), der wieder auf einer Säule ruht. Bothe setzt den Götzen dem römischen Saturn gleich, dem Gott der Ernte und der Feldfrüchte, der wieder dem griechischen Gotte Chronos, dem Gott des Zeitablaufs, gleichgesetzt wurde. Fraglich ist, was die Symbole, das Rad, der Eimer und der Fisch, bedeuten sollten. Der Eimer mit den Früchten oder Blumen könnte auf die Fruchtbarkeit, das Rad auf den ständigen Ablauf der Zeit hindeuten. Bothe meint

allerdings, das Rad solle die Sachsen ermahnen, ständig fest zusammenzuhalten. Der Fisch ist nicht recht zu erklären.

Zu den alten Göttern der Sachsen, Wodan, Thor und Saxnot, gehörte Krodo keinesfalls. Er wird in den schriftlichen Quellen des früheren Mittelalters nirgends erwähnt. Er taucht zuerst bei Bothe auf. Daher hat man wohl auch angenommen, daß die ganze Figur eine Erdichtung des braven Braunschweiger Bürgers gewesen sei. Deshalb hat insbesondere ein Halberstädter Regierungsrat Delius in seiner Geschichte der alten Harzburg von 1826 die ganze Krodogeschichte als ein Märchen bezeichnet. Aber Wilhelm Lüders (Harzzeitschrift 1937) meint mit Recht, daß man sich heute nicht nur allein an die schriftliche Überlieferung, sondern auch an die mündliche Tradition und eventuelle Bodenfunde halten müsse. Er glaubt nun, daß solche Bodenfunde am und auf dem Burgberge auf alte dortige Kultstätten deuteten. So könnte vielleicht Krodo auch ein Gott aus vorsächsischer Zeit gewesen sein. Denn bis zur Mitte des 6. Jahrhunderts saßen dort am Harz noch Thüringer, die dann erst von den Sachsen vertrieben wurden. Jacob Grimm in seiner Mythologie (1854) meint, daß bei der Krodoverehrung vielleicht auch slawische Einflüsse eine Rolle gespielt hätten (Band I, S. 186/7 und 227). Doch klingt der Name nicht ungermanisch. Man denke an Chrodogang, Chrodhild usw. (Grimm S. 186/7). Der Name würde dann allerdings mehr auf einen Kriegsgott (hrod = Ruhm) hindeuten.

Rätselraten um Krodo

Nachdem dann Bothe die Krodofrage einmal angeschnitten hatte, ist der Krodo in alle späteren Geschichtswerke übergegangen, und das Problem ist immer weiter ausgesponnen worden. Merian in seiner Topografie der Herzogtümer Braunschweig-Lüneburg, 1654, S. 104, stellt ohne weiteres fest, daß der Krodo ein alter heidnischer Gott gewesen sei. Und sogar im fernen Krain, in Laibach, hat der Türkenbekämpfer und Krainer Historiker, Johann Weichard Valvassor, Freiherr, sich in seinem großen Werk „Die Ehre des Herzogthums Crain", Laibach 1689, Bd. I., S. 67, mit der germanischen Götterwelt, auch mit unserem Krodo, eingehend befaßt und von ihm auch ein Bild gebracht, das sich eng an die Darstellung der Sachsenchronik anlehnt. Damals war Krain noch ein deutsches Land, das sich mit uns verbunden fühlte.

Nach der Überlieferung soll sich die Verehrung des Krodo im wesentlichen auf die Harzburg, auf den Berg selbst oder auf die Talsenke östlich davon, das heutige Krodotal, beschränkt haben. Bothe nannte den Burgberg, auf dem sich später die Harzburg erhob, auch Saterberg

oder Saturnberg, weil man den Krodo dem römischen Saturn gleichstellte. Es soll dort sogar ein Standbild des Gottes Krodo gestanden haben, ähnlich der berühmten Irminsäule im Eggegebirge bei Altenbeken. Aber die Germanen hatten gar keine figürlichen Götterbilder. Auch die Irminsäule war kein Standbild, sondern nach dem Mönch Rudolf von Fulda (gest. um 863) nur ein großer Holzklotz. An der Opferstätte des Krodo, so erzählt man weiter, sei nun immer viel Volk zusammengeströmt und habe dem Gott geopfert. Auch Menschenopfer seien dargebracht und sogar kleine Kinder als Opfer verbrannt worden, wie einst im Molochdienst des Alten Testaments. Aber das sind wohl alles Hirngespinste. Dann soll Karl der Große auf seinem Feldzuge in das östliche Sachsen 780 das Krodoheiligtum zerstört haben, wie er vorher 772 im Eggegebirge die Irminsäule zerstört hatte. Tatsächlich ist Karl in der Nähe des heutigen Harzburgs gewesen, hat dort Massentaufen veranstaltet und in der Nähe von Seligenstadt, heute Osterwieck, eine Kirche zu Ehren des heiligen Stephan und eine Missionsstation errichtet. Ob zwischen Osterwieck und dem späteren Bistum Halberstadt Beziehungen bestehen, ist ganz unsicher. Nach Merians Bericht hat aber doch der Krododienst dort nicht gleich aufgehört. Die Bevölkerung soll immer weiter zu dem Krodoheiligtum auf dem Burgberge gewallfahrtet sein. Als später unter den salischen Kaisern auf dem Berge die Harzburg erbaut worden war, sollte man noch genau die Stelle gewußt haben, wo Krodo gestanden hatte.

Karl der Große soll dann auf dem Burgberge auch noch eine Kapelle errichtet haben. Aber bewiesen ist das nicht. Doch hat man wohl etwas später im Krodotale eine Kirche erbaut. Ruinen einer solchen Kirche hat man dort gefunden. Aber aus welcher Zeit sie stammen, ist nicht geklärt. An der Kirche soll dann auch ein Stift gegründet worden sein, daß dann später nach Goslar verlegt worden ist. Man hat dann weiter wohl auch vermutet, daß daraus das berühmte Goslarer Domstift St. Judae und Simonis entstanden sei. Aber auch das ist wohl nicht richtig. Dom und Domstift sind tatsächlich Gründungen Kaiser Heinrichs III. gewesen, der Goslar zum Mittelpunkt des Reiches machen wollte. Der Dom ist 1050 geweiht, und das Stift war im Hochmittelalter lange die Pflanzstätte für den hohen Klerus. Die Salier suchten sich hier kaisertreue Bischöfe zu erziehen, die aber dann, durch die Kirchenkämpfe der Zeit (Investiturstreit) hin und her gerissen, dem Kaiser doch die Treue oft nicht gewahrt haben.

Der Dom in Goslar enthielt nun ein ganz merkwürdiges Kunstwerk, das auch an den Gott Krodo erinnert, den Krodoaltar. Er besteht aus einem Kasten von Bronze (Kupfer, Blei und Zinn). Dieser Kasten hat

eine Länge von 93 cm, eine Breite von 60 cm und eine Höhe von 75 cm. Die Seitenwände sind von kreisförmigen oder ovalen Öffnungen durchbrochen, die früher mit Edelsteinen und Ornamenten verschlossen gewesen sein müssen. Getragen wird der Kasten von vier Stützen in Höhe von etwa 40 cm, denen vier kniende Männer vorgesetzt sind. Abgeschlossen ist der Kasten oben durch eine weiße Marmorplatte.

Der Krodoaltar stand früher im Chor des Doms vor dem Hochaltar. Hinter ihm stand eine gedrehte Säule. Vor ihm stand das Grabmal Heinrichs III., des Gründers des Doms, flankiert von zwei gleichen Säulen. Heute befindet sich das Herz des Herrschers in der St.-Ulrichs-Kapelle neben dem Kaiserhause. Der kaiserliche Leib ist jetzt im Kaiserdom in Speyer bestattet.

Um den Krodoaltar ist viel gemutmaßt worden. Seinen Namen hat er bekommen, weil man glaubte, daß er dem heidnischen Dienst des Krodo geweiht gewesen sei, daß man an ihm die Menschenopfer, ja auch die abscheulichen Kinderopfer dargebracht, und daß er früher auch auf dem Burgberge gestanden habe, wo sich das Heiligtum Krodos befunden habe. Das ist aber alles nicht richtig. In neuerer Zeit ist vermutet worden, das eigenartige Stück sei vielleicht ein altetruskisches Kunstwerk, das aus Italien nach der Kaiserstadt Goslar gekommen sei. Man hat ferner angenommen, der Kasten sei früher ein Kindersarg gewesen für ein früh verstorbenes Söhnchen Heinrichs IV. aus der Saliergruft auf der Harzburg, die die Sachsen im Aufstand gegen den Kaiser 1074 zerstört und geschändet hatten. In Wahrheit wird es wohl ein Tragaltar gewesen sein, freilich von ungewöhnlicher Größe. Denn solche Tragaltäre waren sonst immer nur kleine Kästchen, die man auf Fahrten bequem mitnehmen konnte. Daß der Krodoaltar als christlicher Altar gedient hat, dafür spricht die Deckplatte aus Marmor. Auf ihr befinden sich zunächst an allen vier Ecken eingehauene Kreuze, wie sie bei jeder Altarweihe angebracht werden. Außerdem befindet sich in der Mitte der Platte eine Vertiefung, unter der ein kleines Kästchen angebracht war zur Aufnahme von Märtyrerreliquien. Jeder christliche Altar sollte gleichzeitig eine Art von Märtyrergrab sein. Denn nach alter Tradition aus der Katakombenzeit sollte immer die Messe auf einem Märtyrergrab gefeiert werden. Wahrscheinlich ist der Kasten aus dem zehnten Jahrhundert, als unter Bischof Bernward in Hildesheim die großen Bronzegüsse angefertigt wurden. Die vier knienden Männer sind offenbar spätere Zutaten. Sie stammen vielleicht von einem alten Taufbecken. Auch das berühmte Taufbecken des Hildesheimer Doms aus dem 13. Jahrhundert hat solche vier knienden Figuren. Wann der Krodoaltar in den alten Dom in Goslar gekommen ist, ist nicht mehr zu ermitteln. Vielleicht erst im 14. Jahrhundert.

Ende des Kaiserdomes

Am Ende des 18. Jahrhunderts war der Dom ganz verfallen. Mit Mühe konnten seine Mauern nur durch Stützen aufrechterhalten werden. Die alte Reichsstadt Goslar hatte keine Mittel, ihn wirklich zu erneuern. Da fiel die Stadt 1802 an das Königreich Preußen. Die preußische Regierung faßte auch sofort die Wiederherstellung des ehrwürdigen Bauwerks ins Auge. Aber nach der Schlacht von Jena rückten die Franzosen in Goslar ein. Der französische Militärintendant Daru suchte nun den Dom nach Kunstschätzen ab, um sie als Kriegsraub nach Paris zu schleppen. In Frage kamen hier der Krodoaltar und der ebenfalls im Dom befindliche Kaisersitz aus der Zeit Heinrichs III. Es gelang jedoch, den Kaiserstuhl zu verstecken und so vor den Franzosen in Sicherheit zu bringen. Dagegen fiel der Krodoaltar den Franzosen in die Hände und wurde nach Paris geschafft. Hier blieb er bis zum Sturze Napoleons. Dort scheinen auch die Verzierungen aus den Öffnungen herausgebrochen worden zu sein. Nach den Befreiungskriegen wurde der Krodoaltar auf ganz besonderes Verlangen des kunstsinnigen Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen nach Goslar zurückgebracht. Aber Goslar fiel jetzt leider nicht wieder an Preußen, sondern an das neue Königreich Hannover, das nicht so großes Interesse an der alten Kulturdenkstätte hatte. Daher entstand nun der unglückselige Plan, den alten Kaiserdom nicht zu restaurieren, sondern auf Abbruch zu verkaufen. Deshalb brachte man auch den Krodoaltar nicht mehr in den Dom zurück. Er kam zunächst in die Stephanikirche. Jetzt steht er im Museum der Stadt. Der Dom wurde dann in der Tat 1819 abgebrochen bis auf die nördliche Vorhalle, die als sogenannte Domkapelle bestehen blieb. Der vor den Franzosen gerettete Kaiserstuhl kam zunächst in den Besitz des Prinzen Karl v. Preußen, der ihn dem Kaiserhause überwies. Im Jahre 1871 kam er vorübergehend einmal nach Berlin, um dort als Kaisersitz bei der Eröffnung des ersten deutschen Reichstages zu dienen.

Godehard Ontrup (1773-1826), der erste katholische Pfarrer in Goslar seit der Reformation

Eine bedeutende Priestergestalt und ein hervorragender Pädagoge der Aufklärungszeit

Von Klaus Berger, München

Geschichtliche Vorbemerkungen

Um das Leben und Wirken des ersten katholischen Goslarer Pfarrers nach der Reformation zu verstehen, ist auf folgende geschichtliche Daten hinzuweisen:

Goslar bedeutet ethymologisch Siedlung an der Gose (lar, althochdeutsch gilari, soviel wie Wohnung oder Ansiedlung). Wohl schon in karolingischer Zeit gab es in der Gegend des späteren Pfalzbezirkes eine Wik-Siedlung, einen Handelsplatz, dem in den folgenden Jahrhunderten weitere Siedlungen auf dem Frankenberg, an der Marktstraße usw. folgten. Sämtliche Siedlungen wurden durch Heinrich V. in den Jahren 1106/7 zur Stadt erhoben, die bis 1802 Reichsstadt war. Erwähnt wird Goslar urkundlich erstmals im Jahre 922. Infolge der Auffindung der Silbererze im Rammelsberg (ca. 968/70) stieg die Bedeutung Goslars seit Kaiser Otto d. Gr. (936-973) schnell empor. Der Ausdruck „Goslarer Silbersegen" bekam eine hervorragende Bedeutung.

Otto II. hielt sich persönlich in Goslar auf. Er stellte dort am 4. 11. 979 eine Urkunde für das Stift Aschaffenburg aus. Wie uns Thangmar im 27. Kapitel seiner Lebensbeschreibung Bernwards berichtet, hat Kaiser Otto III. (983-1003) durch Bernward Reliquien nach Goslar bringen lassen. Bald nach dem Jahr 1000 ließ Kaiser Heinrich II. (1002-1024) am Rammelsberg den ersten Pfalzbau errichten. Wir finden diesen Kaiser im Jahr 1015 in Goslar. Im Jahr 1017 war er um Ostern sogar vier Wochen lang da und brachte im Jahr 1019 die ganze Fastenzeit dort zu. Goslar blühte noch stärker unter den fränkisch-salischen Königen und Kaisern auf. Der erste Salier Konrad II. (1024-1034) weilte 1025 zweimal, 1032 dreimal und sonst noch viermal in Goslar, und zwar meistens am Weihnachtsfest. Unter Kaiser Heinrich III. wurde 1047

der Pfalzbau zu einer großartigen Kaiserpfalz, einem Reichspalast, erweitert, den im wesentlichen noch heute das 1873 renovierte Goslarer Kaiserhaus darstellt. In diesem „clarissimum regni domicilium" fanden im Mittelalter bedeutende Reichsversammlungen statt. In der Pfalzkapelle, der sog. Ulrichskapelle, befindet sich das Grabmal Heinrichs III., das sein Herz birgt, während sein Leib im Familiendom der Salier, dem Speyerer Kaiserdom, ruht. Goslar war stets der Lieblingsaufenthalt Kaiser Heinrichs III. Auch an den Weihnachtsfesten hielt er sich gern dort auf. Nachweisbar war er 15mal in Goslar, häufig während mehrerer Monate. Am 11. 11. 1050 wurde ihm dort sein Sohn Heinrich IV. geboren, der ebenfalls eine besondere Vorliebe für Goslar hatte. Heinrich III. hat auch das Domstift von Goslar als „capella regia" gegründet, das im Jahr 1050 zu Ehren der hll. Apostel Simon und Judas eingeweiht wurde. Zum letzten Mal weilte Heinrich III. in Goslar im Herbst 1056 und empfing dort den Besuch Papst Viktors II.

Inzwischen hatte der Bergbau viele fränkische Bergleute nach Goslar gezogen. Dr. Wilhelm Pessler, Direktor des Niedersächsischen Volkstumsmuseums in Hannover, schreibt auf Seite 59 seiner „Stammeskunde von Niedersachsen": „Der für freie fränkische Bergleute gegründete Ort Frankenberg, der heute den südwestlichen Teil der Goslarer Altstadt bildet, schließt sich an die Frankenberger Kirche an, die 1108 zuerst bezeugt, aber schon um 1073 gegründet wurde. In der Bergordnung von 1271 treten fränkische Bergleute hervor, ebenso im Bergrecht des 14. Jahrhunderts. Nach Bestimmung der Berggesetze von etwa 1359 war die Tageszeit nach den Glocken der Frankenberger Kirche gerichtet. Der Stammesunterschied gegenüber den bodenständigen Sachsen in der Unterstadt wurde lange Zeit durch Neckereien und Zwistigkeiten wachgehalten und verschwand nicht, trotz Ausgleichs durch eine jährlich wiederkehrende Versöhnungsfeier. Von Goslar aus haben Bergleute fränkischen Stammes in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts auch den Bergbau im Oberharz ins Leben gerufen, namentlich in dem von Goslar aus angelegten, im Jahr 1208 geweihten Benediktinerkloster Zella (Zellerfeld). Um dieses Kloster siedelte sich eine Berggemeinde zur Verhüttung der Erze des Goslarer Rammelsberges an."

Kirchlich gehörte Goslar immer zum Bistum Hildesheim. Schon Bischof Bernward von Hildesheim (993-1022) hielt in der Goslarer Pfalz eine Synode. Bischof Godehard (1022-1038) weihte auf Wunsch der Kaiserin Gisela, der Gemahlin Konrads II., südlich am Westteil der Königspfalz eine Liebfrauenkirche, ein prächtiges Gotteshaus mit zwei Türmen, an der Stelle, die noch jetzt Liebfrauenberg heißt. Im Mittelalter zählte Goslar außer dem Reichsstift Simon und Juda (Goslarer

Dom) fünf Pfarrkirchen, fünf Hospitäler, fünf große Stifte: Georgenberg für Augustiner-Chorherren, durch Konrad II. gegründet und 1128 geweiht; Petersberg, 1054 durch die Gemahlin Heinrichs III., Agnes, als Kollegiatstift, Riechenberg ebenfalls für Augustiner-Chorherren 1117 zu Ehren der Muttergottes gestiftet; Neuwerk oder Mariengarden 1186 für Zisterzienserinnen und Frankenberg, 1229, für Magdalenerinnen gegründet. Außerdem besaß Goslar im Mittelalter über 40 Kapellen.

Bald nach Ausbruch der Reformation wurden im Jahr 1527 Georgenberg und Petersberg zerstört und Georgenberg nach Grauhof verlegt. Riechenberg wurde 1818 bis auf die Krypta abgebrochen. Aus dem Kloster Neuwerk wurde ein Heim für Bürgertöchter. Im Jahr 1528 nahm Goslar den lutherischen Glauben an. Katholisch blieben zunächst noch Grauhof vor Goslar und Riechenberg, wurden aber 1568 auch lutherisch, 1663 wieder katholisch. Im Jahr 1803 wurde Riechenberg aufgehoben. Die Katholiken mußten nach Aufhebung von Riechenberg den weiten Kirchweg nach Grauhof machen. Im Jahr 1803 wurde ihnen die Jakobikirche übereignet. Den Dom als Pfarrkirche zu übernehmen, sahen sie sich außerstande wegen der hohen Kosten des inzwischen baufällig gewordenen Gotteshauses. Da sich die Stadt Goslar selber zur Erhaltung des ehrwürdigen Domes nicht geneigt zeigte, wurde derselbe 1819 auf Abbruch verkauft.

Algermissen

Ontrup als praktischer Seelsorger

Diese Vorbemerkungen waren notwendig, um die Bedeutung Godehard Ontrups für das katholische Leben in Goslar und weit darüber hinaus für seine Zeit zu verstehen. Wie seine Zeit über ihn dachte, geht aus der Inschrift seines Grabsteins auf dem alten katholischen Friedhof hervor:

Hier ruht
Herr Godehardus Ontrup
erster katholischer Pastor zu Goslar
nach der Reformation.

Geb. d. 27st. Octob. 1773 zu Hinkenrode
im Fürstenthum Münster.
Gest. den 12t. May 1826.
Der Jugend frommer Lehrer,
der Armut Vater, Nährer,
ein treuer Diener der Religion,
schied er zu früh. Dort blüht sein Lohn.
R. I. P.

Im Jahr 1798 hatten die Katholiken Goslars den Magistrat gebeten, ihnen eine Kirche zu überlassen, da es in Goslar mehrere Kirchen gab, in denen kein Gottesdienst mehr gehalten wurde. Es wurden ihnen die Cäcilien- und die Thomaskapelle vorgeschlagen. Allein, die Bedingungen erschienen den Katholiken nicht tragbar. Unter 5000 Einwohnern gab es 1802 in Goslar nur 83 Katholiken. Die meisten von ihnen waren Tagelöhner bzw. gehörten anderen ärmeren sozialen Schichten an. Von sich aus hätten sie nie die Mittel zur Unterhaltung einer Pfarrei aufbringen können. Die kirchliche Lage änderte sich, als Goslar 1802 an Preußen kam und der königlich-preußische Legationsrat Christian v. Dohm die wirtschaftliche und politische Lage Goslars übernahm. Die Errichtung einer katholischen Pfarrei in Goslar ist sein Verdienst. Noch im April 1803 berichtete er der königlichen Kammer über die Gesuche der Katholiken. Er erkannte, daß bei den damaligen Verhältnissen acht evangelische Geistliche für fünf Kirchen zuviel waren. Deshalb schlug er vor, die evangelische Jakobigemeinde mit der Marktgemeinde zu vereinigen. Als ersten Pastor schlug man Pater J. Mellin aus Grauhof vor. Der Magistrat erklärte sich einverstanden, und mit dem 19. November 1803 hörte der evangelische Gottesdienst in der Jakobikirche auf. Eine Kabinettsordre vom 15. 12. 1803 genehmigte die Überlassung der Kirche für die Katholiken. Nur der Kirchplatz verblieb der Marktgemeinde, „damit die Katholiken nicht Prozessionen auf demselben einführen, welche in aufgeklärten katholischen Staaten verboten sind". Außerdem genehmigte der König die Überführung der Altäre, Beichtstühle und Kniebänke aus der Kirche in Riechenberg und ordnete eine Verteilung der Kultgeräte zwischen Grauhof und Goslar an. Ein Rückschlag war, daß im März 1804 Pater Mellin um seine Pensionierung bat. Erst im August desselben Jahres (29. 8.) meldet das Generalvikariat, daß der bisherige 2. Pastor zu St. Michael in Hildesheim, **Godehard Ontrup,** sich bereit erkläre, Pastor in Goslar zu werden. Als Bedingung habe er nur verlangt, daß Joseph Kellner aus Altenrode in Goslar Lehrer werde. Am 1. Oktober 1804 gab Ontrup sein endgültiges Einverständnis zur Übernahme der katholischen Seelsorge in Goslar; am 31. Dezember 1804 traf er dort ein. Am 1. 1. 1805 hielt er in der St.-Jakobi-Kirche die erste hl. Messe seit rund 280 Jahren. Am 29. Januar folgte seine Antrittspredigt vor der Gemeinde (Original im Pfarrarchiv erhalten). Sie ist für die damalige Zeit ein rhetorisches Meisterstück. Ontrup erwähnt, in seinem vorigen Amte, nämlich als Benediktiner und Pastor zu St. Michael in Hildesheim, habe er sich vorzüglich dem Unterricht der Jugend gewidmet, und ermahnt die Gemeinde zu häufigem Empfang der Sakramente. Der Schluß lautet: „Ich erinnere euch noch einmal an die große Pflicht,

dem Religionsunterricht, der Predigt und christlichen Lehre wie auch dem öffentlichen Gottesdienst in dieser eurer Pfarre und Mutterkirche fleißig beizuwohnen." Es war eine Art Programm für die große Aktivität und breite Wirksamkeit, die Ontrup gerade auf dem Gebiet der religiösen Bildung entfaltet hat.

Nach außen hin sind die kommenden Jahre Ontrups in Goslar erfüllt von Kämpfen mit den Behörden. Charakteristisch für seine Persönlichkeit ist der mutige und offene Stil, den seine Schreiben an die Behörden tragen. So veranlaßte er 1805, daß dem katholischen Pfarrer für die Erteilung des Religionsunterrichtes in seiner Wohnung ein Fuder Tannenholz jährlich geliefert würde, wie es schon längst bei den evangelischen Geistlichen üblich sei. 1805 besorgte er den katholischen Friedhof. 1806 reichte er ein Gesuch an die Regierung ein, in dem er um Überlassung des Hauptaltares von Riechenberg bittet. Diese Bitte wurde zunächst abgelehnt, 1807 jedoch genehmigt. Um den Altar einbauen zu können, der für den schmalen gotischen Chor zu groß ist, mußte das große spätgotische Kruzifix aus dem Bogen unter der Vierung weggenommen werden; es wurde an die jetzige Stelle hinter das Taufbecken gehängt. Eine Glocke wurde aus dem Brüderkloster überwiesen.

Lange Jahre dauerten die Kämpfe um Bewilligung und Besoldung eines Kaplans. Schließlich wurde ihm der ehemalige Riechenberger Augustiner Hermann Gogreve als Kaplan zugewiesen. Als dieser 1815 starb, hielt Ontrup eine Trauerrede, die im Druck erhalten ist. Ein Jahr lang wurde Gogreve kein Gehalt gezahlt. Auch eine Wohnung für ihn hatte der Rat stets abgelehnt. In dieser Zeit verfaßte Ontrup die Schrift: „Die katholische Kirche in Goslar nach ihren Einkünften und Rechten." Die Kosten für den Gottesdienst waren, statt 401, immer 588 Taler gewesen. Auch die Bewilligung dieser Summe erreichte er vom Magistrat. Am 17. 1. 1808 hielt Ontrup eine Predigt anläßlich der „Denkfeier der Thronbesteigung Sr. jetzt regierenden Majestät Hieronimi Napoleon". Diese Predigt offenbart seine positive Haltung zur regierenden Obrigkeit, die uns auch später in seinen Katechismen begegnen wird. Um das Ansehen der Gemeinde zu heben, ließ Ontrup Predigten, die er bei Heiraten und Begräbnissen bedeutender Leute gehalten hatte, drucken (s. u. Schrifttum Nr. IX, XV, XVI). Bei der näheren Betrachtung des Schrifttums Ontrups wird sich zeigen, daß er eine aufgeschlossene Persönlichkeit auf der Höhe seiner Zeit war. Für das Ansehen, das er in Goslar gehabt hat, zeugt eine Zeitungsnotiz vom 5. 11. 1817. Wahrscheinlich war im Zusammenhang mit der 300jährigen Wiederkehr der Reformation im Pfarrhaus eine Fensterscheibe eingeworfen worden. Ontrup nahm öffentlich dazu Stellung:

„. . . daß ich während meiner 13jährigen hiesigen Amtsführung niemanden, am allerwenigsten in Rücksicht der Religion, weder in Schriften noch mit Worten gekränkt habe . . .".

In der Tat zeugen alle Schriften Ontrups von einem ausgesprochenen Geist der Toleranz. Diese Haltung war bei der damaligen Lage der Katholiken notwendig und die einzig mögliche, sie vor einem Ghetto-Dasein zu bewahren. Sie war bei Ontrup verbunden mit einem hohen Maß von Bildung und persönlicher Tatkraft. In seiner Grabrede auf Ontrup charakterisierte ihn der damalige Pastor von Grauhof, Friedrich Falke, mit den Worten: „Wer die strenge Religiosität des Entseelten, dessen rühmlichen Eifer in seinem Berufe, dessen hohe wissenschaftliche Bildung und dessen gefälligen, biederen Charakter näher kannte, weiht gewiß ihm mit der hinterlassenen 76jährigen Mutter und der ihres allgeliebten Hirten beraubten Pfarrgemeinde eine Träne der Erinnerung."

II. Die Schriften Ontrups in zeitlicher Reihenfolge:

I. Katholisches Lehr- und Gebetbuch. Ein Geschenk für Kinder bei der ersten Kommunion. Hildesheim 1804. Bei Julius Engel Katthagen. Eines Hochwürd. Domkapit. gnäd. privil. Buchdrucker. Widmung: dem Prälat und Abt zu St. Michael in Hildesheim, Wilhelm Rören.

II. Predigt über die Notwendigkeit der guten Erziehung, gehalten den 11ten October 1807 in der katholischen Kirche zu Goslar.

III. Denkfeier der Thronbesteigung Sr. jetzt regierenden Majestät Hieronimi Napoleon. 1808.

IV. Katechismus der christkatholischen Glaubens- und Sittenlehre. 1. Aufl. 1811, 2. 1813 (Approbation durch H. Lemoin, C. Rosso und C. Bombi, Synodalexaminatoren), ([14] Hannover 1842), Hahnsche Hofbuchhandlung.

V. Kleiner Katechismus der christkatholischen Glaubens- und Sittenlehre. ([4] Hannover 1828). Ebd. ([5] 1835) bei der Hahnschen Hofbuchhandlung.

VI. Predigt von der Liebe gegen die Verstorbenen, gehalten den 25sten Sonntag nach Pfingsten (1812). Gedruckt bei Kircher.

VII. Die Feierlichkeit der ersten Kinderkommunion (1812) bei Kircher (enthält außerdem die Schriften VI, X, XI, XII, XIII).

VIII. Die vier Stationen der Frohn-Leichnams-Prozession für die katholische Gemeinde zu Goslar (1813).

IX. Rede bei der Trauung des Wohlgebornen Herrn Amtsmanns zu Escherde, Franz Leopold Dröge mit Demoiselle Adolphine Menshausen. Bei Kircher (1813).

X. Predigt bei der Fronleichnamsprozession von der Ehrerbietigkeit gegen das heilige Abendmahl. Kircher (1813).

XI. Die Lehre vom heiligen Sakramente der Firmung, zusammengetragen aus dem Katechismus und dem Kommuniongeschenk für Kinder, Kircher (1814). Gewidmet dem Freiherrn v. Wendt, Weihbischof und Generalvikar von Hildesheim.

XII. Vesper-Andacht oder der nachmittägige Gottesdienst auf alle Sonn- und Festtage des Jahres. Kircher (1814).
XIII. Denkmal auf das Grab des weiland Hochehrwürdigen Herrn Jubilarius und Kaplans Hermann Gogreve. Seinen Freunden zum Andenken gewidmet von Godehard Ontrup (1815).
XIV. Predigt am 2. Sonntage nach Ostern als am Feste des heiligen Josephs. Ein Amulett für Eheleute und die es werden wollen. Kircher (1816).
XV. Franz Rudolph Wippern, ehemaliger Justizamtmann zu Schladen im Fürstenthum Hildesheim war geboren zu Hoheneggelsen den 10ten August 1736, gestorben zu Goslar den 13ten und begraben den 16ten 1816. Ein Denkmal für seine Freunde.
XVI. Rede beim Sarge weiland des Hochwürdigsten Herrn Pastors zu Grauhof Franz Heinrich Schlanstein. Ein Denkmal für seine Pfarrkinder (1816).
XVII. Handbüchlein zum Rechnen und Geschäftsstyl für die liebe Jugend in Stadt- und Landschulen. (²1818, bei Kircher).

Im „Kath. Lehr- und Gebetbuch" (Schrifttum Nr. I) schreibt Ontrup: „Wem vielleicht der Styl mißfallen sollte, der bedenke, daß ich für Kinder und für den gemeinen Mann schrieb, denen man nie populär genug reden kann." Er hat das Anliegen der Aufklärung erkannt, den Katechismus der Bildungsstufe der Kinder anzupassen. Die Mehrzahl seiner Schriften sind Gelegenheitsschriften, die er bei Kircher in Goslar drucken ließ. Die Predigten hielt er klar und eindrucksvoll, ohne die Floskeln seiner Zeit. Auch im damaligen geistigen Niveau der Stadt Goslar waren sie eine wohltuend frische und originale Leistung. Für den Menschen der Aufklärung stand die Predigt im Mittelpunkt des Gottesdienstes, der eigentlich mehr als ein Dienst für die Menschen verstanden wurde. Mit einer Messe ohne Predigt galt das Sonntagsgebot nicht als erfüllt. Belehrung, Erbauung und Ergriffenheit im Gemüt waren Ziele des Gottesdienstes.

Die deutsche „Vesper-Andacht" (Schrifttum Nr. XII) ist ein Ausdruck liturgischer Reform. Ontrup vereinfacht dabei die lateinische Vesper, übernimmt aber stets die Psalmen und auch die lateinischen Noten. Die Gebete und Lesungen hat er z. T. selbst verfaßt bzw. ausgesucht, z. T. aus anderen Horen übernommen, besonders aus Non und Sext. Den Psalmen folgt eine Lesung. Dann führt Ontrup einige Responsorienverse ein, die je nach Zeit wechseln. Darauf folgt statt des lateinischen Hymnus ein Lied aus dem Gesangbuch, darauf wieder ein wechselnder Versikel. In der Einleitung zur „Vesper-Andacht" sagt Ontrup, er wolle mit seiner Vesper dem katechetischen Unterricht am Sonntagnachmittag aufhelfen, da dieser Gottesdienst auch wegen seiner Einförmigkeit außer acht gelassen werde. „Soll eine deutsche Vesper für ein deutsches Volk nicht noch ein größeres Interesse gewähren?" Das Vorbild für die deutsche Vesper Ontrups dürften die

Vespern des Konstanzer Generalvikars Ignaz Heinrich Freiherr von Wessenberg gewesen sein (1774-1860). In den Diözesen Freiburg und Rottenburg sind noch heute dessen Vespern in Gebrauch. 1812 veröffentlichte Ontrup zuerst eine Sammlung von 20 deutschen Vespern. Auch das Freiburger Gesangbuch von 1836 hat er durch deutsche Lieddichtungen bereichert. Die Einflüsse Wessenbergs auf Ontrup müssen noch untersucht werden, zumindest wird eine Anregung vorgelegen haben. Auch die litaneiartigen Wechselgebete kommen bei Wessenberg vor. Man sah das Volk sehr stark als Mitträger der Liturgie — zur Belehrung und Erbauung. Im Zeichen dieser liturgischen Erneuerung, die schon gegen Mitte des 19. Jahrhunderts zurückging, führte Ontrup für Goslar die Verkündigung der vier Evangelien in deutscher Sprache bei der Fronleichnamsprozession ein. Vgl. hier „Vier Stationen der Fronleichnamsprozession für die Gemeinde Goslar" (Schrifttum Nr. VIII).

Das „Handbüchlein zum Rechnen und Geschäftsstyl" (Schrifttum Nr. XVII) nimmt ein wichtiges Anliegen der Aufklärung auf: **die Volksbildung.** Ontrup sah darin eine Chance für das Niveau seiner Gemeinde, die sozial sehr schlecht gestellt war. „Wie sehr ist nicht der Handwerksmann zu bedauern, wenn er keinen Brief schreiben kann . . ." Rechtschreiben sei auch für Landkinder wichtig, meint er im Vorwort. Die Darreichung des Stoffes ist ausgesprochen deduktiv. So beginnt der erste Teil „Vom Rechnen" mit der Frage, was Numerieren ist. Antwort: „Eine mit Ziffern geschriebene Zahl aussprechen, und eine ausgesprochene Zahl mit Ziffern schreiben." Im 2. Teil bringt er Musterbriefe und ein Titelverzeichnis für die Anrede von Personen der acht Stände in Briefen. Das Buch wird beschlossen mit Tabellen zur Erleichterung des Kopfrechnens.

Besonders aufschlußreich für die Stellung Ontrups zu Schule und Bildung ist die „Predigt über die gute Erziehung" (Schrifttum Nr. II). Er ermahnt die Eltern, die Kinder streng zu Ordnung und Reinlichkeit zu erziehen. „Ordnung ist die Seele der Geschäfte. Wo Ordnung, da Fortgang, wo Unordnung, da Rückgang". „Wer sich nur damit begnügt, den Katechismus in der Jugend auswendig gelernt zu haben, dem wird die Religion auch keine Kraft geben . . ." Köstlich ist seine Ableitung über das Rechnen: „Das Rechnen ist auch in sittlicher Hinsicht ein sehr taugliches Mittel, Versuchungen zu überwinden und schwermütige Gedanken zu verscheuchen, wenn man z. B. im Augenblicke der Versuchung gleich anfängt, im Kopfe oder auf einer Tafel ein Exempel aufzulösen. Und aus diesen Gründen sollte jedes Kind im Rechnen geübt werden." Zum Schluß der Predigt mahnt er: „Morgen angefangen, schicket eure Kinder das ganze Schuljahr hindurch un-

unterbrochen zur Schule. Ihr könnt euren Kindern nichts besseres mitgeben, als wenn ihr sie gut unterrichten lasset." Auch die Sauberkeit habe Einfluß auf die Sittlichkeit. In der nichtkatholischen Aufklärung war die Moral z. T. auf eine Höflichkeits-, Gesundheits- und Klugheitslehre zurückgebildet worden. Ontrup nimmt dieses Element auf, bringt es aber in den Zusammenhang der Verantwortung der Eltern vor Gott. Ontrup lobt z. B. einen Verstorbenen in einem eigenen Abschnitt seiner Predigt (Schrifttum Nr. XV) wegen der Sorgfalt für die Erhaltung des Lebens und seiner Gesundheit: „Wachet über die Gesundheit und vermeidet alles, wodurch der Gesundheit geschadet und das Leben verkürzt werden könnte . . ."

III. Die Katechismen Ontrups

a) Aufklärung und Moral. In der Aufklärung wurde weithin versucht, die Ethik von der Theologie zu lösen. Die Moral wurde nicht mehr dem Dogma, sondern dieses der Moral untergeordnet. Ein Zeichen für diese Trennung beider Bereiche ist auch der Titel der Katechismen Ontrups: Christkatholische Glaubens- und Sittenlehre. Die bloße Rechtgläubigkeit schien den Menschen nicht weiterzubringen und ein „Mantel für seine Schlechtigkeit zu sein" (vgl. Ontrup in „Katechismus der christkatholischen Glaubens- und Sittenlehre" [Schrifttum Nr. IV]). Von daher wurde in der deutschen Aufklärung der Kampf gegen Katechismus und Dogma überhaupt eröffnet. Auch die alten katholischen Katechismen erschienen jetzt als überholt, weil zu wenig moralisch. So klagt 1763 für das katholische Frankreich P. Chalotais, der größte Fehler der bisherigen Erziehung sei der völlige Mangel an Belehrung über moralische und politische Tugenden. Der ursprünglich knappe und klare Katechismus des Canisius war durch viele Kommentare zu einer Art umfangreicher Dogmatik herangewachsen und so pädagogisch ziemlich unbrauchbar geworden. Religionslehre mußte primär auf Besserung des Menschen zielen. Daher auch die starke Betonung der Predigt in dieser Zeit. Neben der Glaubenslehre sollte jetzt gleichberechtigt die Sittenlehre stehen. Auch Ignaz Felbiger, das große Vorbild Ontrups, führt eine Trennung von Glaubens- und Sittenlehre streng durch. Aus der Einsicht in das Ungenügen der bisherigen Art des Unterrichts erklärt sich das Anliegen, neue Katechismen zu verfassen. In der Reihe der Theologen, die dieses durchführten, steht auch Ontrup.

Noch eine zweite Veranlassung hatten die zahlreichen Katechismen um 1800. Durch den starken Ausbau des Volksschulwesens unter Führung des Staates seit den 60er Jahren des 18. Jahrhunderts wurde auch

die bisherige Kirchenkatechese in der neuen Schule durch die Schulkatechese ergänzt. Diese neuen Schulkatechismen mußten natürlich anders geartet sein als die bisherigen Volkskatechismen. Damit wurde auch eine neue Pädagogik eingeführt, die Felbiger 1774 als Richtlinien herausgab: Der ganze Mensch solle im Unterricht erfaßt werden, nicht nur das Gedächtnis.

b) Die neue Art des Unterrichts. Ontrups erste Schrift von 1804 ist ein Musterbeispiel für die neue Art des Unterrichts. Sie wendet sich gegen das mechanische Auswendiglernen („eine hirnlose Methode, widerwärtig, unnütz, Religion wird Geschwätz eines Papageien", Rochow 1775). Basedow will die Unterredung an die Stelle der Verhörfrage setzen, Miller fordert 1778 ein „freyes, ganz gewöhnliches Gespräch, keineswegs aber ein beständiges Verhör. Zuerst verstehen und hernach auswendig lernen." Ontrup löst diese Frage, indem er weitgehend zusammenhängende Lesestücke bringt, erst am Schluß einige Fragen stellt. Abwechselnd bringt er auch sehr schöne Gebete und Lieder mit hinein, so daß der Unterricht aufgelockert und der Katechismus eine Art Gebetbuch wird. Von Felbiger wird Ontrup auch die Methode der katechetischen Gesänge übernommen haben. Felbigers Lieder waren zuerst als „Saganische Katechismuslieder" erschienen. Bäumker erwähnt eine Hildesheimer Ausgabe dieser Lieder von 1771. Ontrup bringt seine Lieder — z. T. mehr Merkverse — in seinen Katechismen unter. Da außerhalb Österreichs diese Merklieder sehr selten sind, wird Ontrup wohl von dort beeinflußt worden sein. In seinen späteren Katechismen kehrt er weitgehend zu der canisianischen Fragemethode zurück, sicher, um seine Katechismen einem breiteren Kreis von Lehrern zugänglich zu machen, bei denen er die Fähigkeit zu einer freieren Gestaltung des Unterrichts nicht voraussetzen konnte.

c) Betonung der Hl. Schrift und der Väter. In der Approbation zur 2. Auflage des großen Katechismus von 1813 (Schrifttum Nr. IV) heben die Synodalexaminatoren besonders hervor, der Katechismus sei schon deshalb sehr zu empfehlen, weil die Stellen „aus der Hl. Schrift bestätigt seien". In der Tat sind auch gerade die Predigten Ontrups sehr reichlich mit Schriftstellen gewürzt. Sehr oft baut er biblische Redewendungen in seinen Stil ein. Diese positive Haltung zur Hl. Schrift ist besonders hervorzuheben, da in Österreich die Schriftzitate im erweiterten Katechismus Felbigers von 1773 den Unwillen Kardinal Migazzis erregt hatten; er befürchtete von den Schriftzitaten, „sie könnten das christliche Volk zu einem unrechten Gebrauch der Bibel verführen". Für die vielen wörtlichen Stellen hat Ontrup offenbar verschiedene Übersetzungen benutzt. In den meisten Predigten verwendet er die Sprüche des Alten Testamentes sehr häufig. Er fordert, „daß die

Kinder auch zugleich Unterricht in der Biblischen Geschichte wie auch des Alten und Neuen Testamentes bekommen sollen".

In einzigartiger Weise beherrscht Ontrup die Kirchenväter. Er zitiert besonders ihre Predigten, so Cyprian, Cyrill von Alexandrien, Augustinus und Ambrosius, Irenäus, Hieronymus, Tertullian und Justinus, ferner Ignatius, Cyrill von Jerusalem, Chrysostomus, die Constitut. Apost., das Conc. Carth., Paulinus Firminian, Ephrem und Leo d. Gr. Die Erneuerung des Väterstudiums gehört sicher zu den guten Seiten der Aufklärung. In der patrologischen Forschung seiner Zeit ist Ontrup bewandert. So erwähnt er Ernst Grabe, der sich auf Grund des Studiums der Kirchenväter für die Erneuerung der Opfertheorie bei den Protestanten einsetzte. Seine humanistische Bildung zeigt Ontrup in selbstgedichteten Chronogrammen, die er seinen Predigtdrucken voranstellt, so in der „Grabpredigt für den verstorbenen Pastor Schlanstein von Grauhof" (Schrifttum Nr. XVI) 1816: sIt tVMba eI LeVIs DoneC respIret In LIbera paCe.

terrIs sIt qVoD terrIs
CoeLIs aVteM sIt CoeLeste!

IV. Die theologische Haltung Ontrups

a) Die protestantischen Katechismen seiner Zeit. Die protestantische Orthodoxie nahm leidenschaftlich Stellung gegen jede Art von Aufklärung. Von dieser Zeit an entglitten dem Protestantismus wesentliche Teile des Volkes. Denn die Aufklärung war weitgehend eine Populärphilosophie mit geringem Tiefgang, aber mit um so größerer Breitenwirkung. 1780 erklärt der preußische König auf einen Antrag, einen neuen Katechismus einzuführen, „man solle beim Katechismus Lutheri bleiben". Die Ethik der Aufklärung widersprach überdies offen der protestantischen Lehre von der Verderbtheit der menschlichen Natur. Daß die Aufklärung auch in der Katechismusliteratur dennoch wesentlich von den Protestanten getragen wurde, liegt nun darin, daß aus Protest gegen die Orthodoxie die neuen „protestantischen" Katechismen jedes Dogma und die Übernatur leugneten und das Christentum ganz radikal zu einer bloßen Moralreligion machten, eine Reaktion gegen die Lehre Luthers vom angeborenen Verderben. Oft wird dann der Katechismus Luthers mit einem neuen, liberalen zusammengedruckt (wie 1769 für Schleswig-Holstein), so daß der Lehrer einen von beiden auswählen konnte. Ein Beispiel für die viel größere Wendigkeit der Katholiken in dieser Frage ist Ontrup. Doch sind eine

ganze Reihe seiner theologischen Ansichten zeitbedingt und stimmen nicht ganz mit dem Geist der alten Kirche überein.

b) Eudämonismus und Utilitarismus. Religion ist bei Ontrup ein Mittel, um glücklich zu sein. In VII beginnt er: „Die Religion ist das unentbehrlichste Bedürfnis für den Menschen, sonst verliert er sich in den Irrgängen des gegenwärtigen Lebens. Sie tröstet in Leiden und Trübsalen. Sie zeigt ihm den geraden und sichern Weg durch dieses mühevolle Leben, den er wandeln muß, um glücklich zu werden, bewahrt ihn vor Gefahren und Verirrungen, denen der Mensch ohne Religion unaufhörlich ausgesetzt ist." In seinen Predigten redet Ontrup selten von der Kirche, sondern meistens von der „Religion", der als einer „edlen Tochter des Himmels" Verehrung und Achtung erwiesen werden müsse. Der Dank für die Taufe an Gott ist: „Ich muß mich überall so betragen, daß ich meiner Religion Ehre mache und keinem einen Anstoß gebe." In der Predigt bei der Fronleichnamsprozession (Schrifttum Nr. X) erklärt er, die Pracht des Gottesdienstes sei „ein Mittel, fromme Gefühle, Empfindungen und Entschließungen zu wecken, zu stärken und zu äußern." Ein Stück Anthropozentrik der Aufklärung wird darin sichtbar. Auch Felbiger bezeichnet 1773 als den Zweck der Offenbarung: „Die Glückseligkeit der Menschen durch die Frömmigkeit in diesem kurzen Leben und vornehmlich in jenem . . ., das beste ruhige Gewissen zu genießen." So sagt auch Ontrup: „Tugend besteht in dem standhaft guten Willen, immer und überall seine Pflicht zu tun." Dies bewirke Seelenruhe und Zufriedenheit. Um Ontrup richtig zu beurteilen, ist zu sagen, daß er für seine Zeit im Sinne der Aufklärung maßvoll war. Die Protestanten Basedow und Diterich z. B. hielten Religion nur für echt, wenn sie Moral und — rein immanent verstandene — Ruhe des Gemütes brächte. In der Rede bei einer Trauung (Schrifttum Nr. IX) fragt Ontrup: „Was wäre unser bürgerliches Glück, was wäre die Erziehung unserer Kinder, wenn Jesus die Quelle davon nicht geläutert und geheiligt hätte?" „Die Bibel", so sagt er im „Katechismus für christkatholische Glaubens- und Sittenlehren" (Schrifttum Nr. IV), „ist eine Wohltat für uns, weil sie diejenigen Völker, welche sie angenommen haben, besser und glücklicher gemacht hat."

Die positive Seite dieses Utilitarismus bei Ontrup ist sein Sinn für das Praktische. Als Vorbereitung auf den Tod führt er an: „Er macht bei Zeiten sein Testament, um dadurch in seiner Krankheit nicht gestört zu werden." In der „Traurede im Jahr 1813 (Schrifttum Nr. IX) wendet er sich an den Bräutigam: „Ziehen Sie als verständiger Ökonom nicht den besten Acker allen übrigen vor? Und hat es mit der Religion nicht eine ähnliche Bewandtnis?" Die Braut mahnt er

gegen das „schale Romanlesen in den Städten". In seinem Katechismus bringt er zwei eigene Paragraphen „Von der Sorge für unseren Unterhalt" und „Von der Sorge für einen guten Namen". In ersterem hebt er Arbeit und Sparsamkeit hervor. Auch Felbiger schreibt in seinem Katechismus, das Sparen sei erlaubt, ja geboten. Im Sinne dieser beiden Kapitel hatte Felbiger ab 1774 neben der Sittenlehre auch eine „Rechtschaffenheitslehre" eingeführt für Dinge, „zu denen uns die Religion nicht unmittelbar Vorschriften erteilt, die uns aber ebenfalls unentbehrlich sind, insofern sie nämlich mit anderen Umgang zu haben nicht entbehren können." Er bringt „Grundsätze und Lebensregeln". Auch Ontrup tut dieses an vielen Stellen seines Schrifttums.

c) Der Traktat über die Obrigkeit. Durch die Verweltlichung des Kulturlebens im 18. Jahrhundert war in der kirchlichen Erziehung „nicht mehr zugleich auch die Erziehung für die neuen sozialen Verhältnisse" und zu einer Haltung dem Staat gegenüber gegeben. Unterricht über das bürgerliche Leben hatte schon Chalotais 1763 gefordert. Ein eigener Katechismusartikel darüber wurde 1772 in ein Würzburger Lesebuch aufgenommen. 1782 gebot Joseph II. ein Kapitel über die Pflichten der Untertanen gegen ihren Monarchen. Felbiger gibt im Saganer Katechismus als Erziehungsziel an: „. . . tüchtige Mitglieder der Kirche, rechtschaffene Untertanen des Landesherrn, brauchbare Bürger des Staates, Erben des Himmels." Ontrup bringt in dem schon oft erwähnten „Katechismus" (Schrifttum Nr. IV) einen Paragraphen „Pflichten der Obrigkeiten und Untertanen": „Die Obrigkeit sorgt durch weise Gesetze und Anordnungen für das allgemeine Beste, handhabt Recht und Gerechtigkeit unter ihren Untertanen und schützt sie gegen äußere und innere Feinde . . ." „Die Untertanen müssen die Obrigkeit ehren und lieben, ihren Gesetzen gehorchen, die Abgaben ehrlich entrichten, für sie beten und durch ein ruhiges, ehrbares Leben ihr mühevolles Amt ihr erleichtern." „Warum ist das Pflicht?" „1. Weil es die Religion fordert. 2. Weil davon das Glück aller und auch eines jeden Staatsbürgers abhängt." Ontrup bringt in seinem „Katechismus" (Schrifttum Nr. IV) einen Paragraphen „Von der Vaterlandsliebe". Sie besteht darin, „daß wir das gemeine Wohl nach allen unseren Kräften zu befördern trachten: durch genaue Befolgung der Landesgesetze; durch willigen Beitrag zu den Bedürfnissen des Landes; durch Fleiß und Treue in Amt und Beruf; durch Bereitwilligkeit zum Dienst und zur Verteidigung des Vaterlandes; durch Gebet für den allgemeinen Wohlstand; durch Unterstützung und Förderung gemeinnütziger Anstalten des Kirchen-, Schul- und Armenwesens." Weitere Paragraphen bringt er in diesem Zusammenhang über die „Pflichten der Eltern und Kinder" und über die „Pflichten der Herrschaften und

Dienstboten". Die Herrschaften dürfen den Dienstboten nicht gestatten, daß sie sich zu ihrem Nachteile unnötige Bedürfnisse angewöhnen und müssen sie vor Müßiggang und böser Gesellschaft bewahren. In der „Predigt zum 2. Sonntag nach Ostern" (Schrifttum Nr. XIV) sagt er: „Wie glücklich würde der Staat sein, der dann aus lauter guten Bürgern bestände. Wie herrlich würde dann die Religion blühen und wie christlich tugendhaft würden dann die Kinder erzogen werden . . ." Wahre, gute christliche Menschen und Bürger zu erziehen war sein Ziel.

d) Die Lehre vom Gottesreich und von der Kirche. Die Ekklesiologie ist eine schwache Stelle bei Ontrup. Obwohl die Lehre von der Kirche bei ihm gelegentlich einen breiten Raum einnimmt, geht sie doch nicht über das Verstehen hinaus, das die Aufklärung vom mystischen Leibe Christi hatte. Er betont den rechtlich-institutionellen Charakter der Kirche, nicht die sakramentale Gemeinschaft. „Wenn mehrere Menschen Gott auf die nämliche bestimmte Art dienen und also in einer Religion zusammenstimmen, so nennt man so eine Gemeinschaft von Menschen Kirche" und: „Viele Menschen nahmen diese Lehre (sc. Christi) an, dienten Gott nach der von ihm vorgeschriebenen Art, stimmten in der Religion überein und machten also die Kirche aus, die Jesus gestiftet hat." Das Petrusamt findet Ontrup bestätigt in Nr. 100 der Neuwiedischen Zeitung von 1803, wo unter dem Artikel „Bern (7t. Dez.)" stehe: „Unsere politischen Zänkereien, die aus der Revolution entstanden sind, geben einen klaren Beweis, daß auch in Republiken eine obere Macht nötig ist, um die Köpfe unter einen Hut zu zwingen." Besonders interessant ist die Deutung der Heiligkeit der Kirche: „Die wahre Kirche muß heilig sein, d. h., sie muß keine Lehren vortragen, die gegen die vollkommenen Eigenschaften Gottes oder die gesunde Vernunft sind." Katholizität bedeutet bei Ontrup nur, daß man an „allen Orten Katholiken antrifft". Die Kirche sei von Christus sichtbar gemacht, damit alle sie finden können.

Filthaut bringt in seinem Buch „Das Reich Gottes in der katechetischen Unterweisung" nur den Titel des Kleinen Katechismus Ontrups. In diesem kommt aber das Wort „Reich Gottes" an keiner Stelle vor. Im Großen Katechismus spricht Ontrup darüber an sieben Stellen. Die Kirche gilt ihm als das Reich Christi. „Welches ist denn das Reich Jesu Christi? Seine heilige Kirche. Sie besteht bis an das Ende der Welt." Sie ist das Reich Gottes auf Erden, „welches allen den Weg zum Himmelreiche eröffnet". Im Sinne des irdischen Gottesreiches, der Kirche, interpretiert Ontrup die 2. Vaterunserbitte: „Daß Gott die wahre christliche Religion immer weiter ausbreiten und uns alle zu recht tätigen Christen machen wolle." Auch die Stelle bei Daniel

bezieht Ontrup auf die Kirche: „Er (d. h. Daniel) redet von dem ewigen Reiche, welches er (Christus) stiften werde." Von der Tätigkeit Christi nach Ostern heißt es: „Er redete vom Reiche Gottes oder von der Errichtung seiner Kirche." Vom öffentlichen Wirken Jesu schreibt Ontrup: „Christus predigte die frohe Botschaft vom Reiche Gottes." Fortsetzung des irdischen Gottesreiches ist das Himmelreich: „Die Heiligen erhalten ein herrliches Reich und eine prächtige Krone." Das Himmelreich wird nicht spezifisch von der Kirche unterschieden. Über das Himmelreich sagt Ontrup schließlich: „Was macht den Himmel so freudenvoll? Die angenehme Gesellschaft von lauter auserwählten Freunden Gottes."

e) Eucharistie und Meßopfer. In seinem „Lehr- und Gebetbuch" (Schriftenverzeichnis Nr. I) verbindet Ontrup die Lehre vom Meßopfer mit sehr schönen Gebeten und Liedern. Er betont die Mitfeier des Volkes, wenn auch noch nicht in unserem heutigen Sinne. Die nützlichste Weise, die hl. Messe zu hören, sei, wenn man dabei das Leiden Christi betrachte und sein Gebet mit dem des Priesters vereinige. Dies werde erleichtert, wenn man auf die Zeremonien der hl. Messe fleißig achtgebe. Diese deutet Ontrup allegorisch auf die Passion Christi: So bedeute die Haltung des Priesters beim Introitus Christus im Garten Gethsemane, der Altarkuß den Kuß des Judas, das Abdecken des Kelches bei der Opferung die Entkleidung Christi, die Kommunion des Priesters das Begraben Christi, der Schlußsegen die Himmelfahrt. Zur Kommunionausteilung schreibt Ontrup: „Danach nimmt man, wenn man will, etwas Wein, welcher gereicht wird, damit man die hl. Hostie desto bequemer herunterbringen könne." Dieser Brauch wurde tatsächlich damals noch geübt und findet sich in vielen Katechismen des 17. und 18. Jahrhunderts. Wie bei Wessenberg, so ist auch bei Ontrup ein besonderes Anliegen die Feier der Erstkommunion. Die Prüfungsfragen bei diesem Anlaß erinnern stark an die Konfirmation. Wie Felbiger benutzt Ontrup den protestantischen Ausdruck „Abendmahl".

Über dessen Empfang sagt er: „Wir sollen nach den Beispielen frommer Christen öfters im Jahre kommunizieren." „Wer selten beichtet und kommuniziert, achtet die Reinigkeit seines Herzens nicht und ist kalt und gleichgültig gegen seine Glückseligkeit, gegen die unschätzbaren Heilmittel und gegen Gott, den Geber derselben."

Besonders hoch wertete Ontrup die Beichte. Aber auch der öftere Kommunionempfang liegt ihm am Herzen. „Wir haben kein Mittel, das soviel zu unserer Vervollkommnung beiträgt als die Beichte." „Wer wollte nicht gern und oft kommunizieren, um sich dieser Früchte und Wirkungen teilhaftig zu machen?"

f. Toleranz und Stellung zu kirchlichen Mißbräuchen. Die protestantischen Aufklärer hatten versucht, mit ihrer Kritik an der Amoralität der alten Orthodoxie die Kirche selbst zu zerstören. Die neue Menschheit sollte durch die Toleranz eine Gemeinschaft sein. Ontrup versucht, die Idee der Toleranz in die nachtridentinische Theologie einzubauen. Gerade in der Predigt bei der Fronleichnamsprozession (Schriftenverzeichnis Nr. X) stellt er dieses Anliegen heraus: „Er, der biedere Aufgeklärte, mag den Tempel der Israeliten oder die Moschee der Muselmänner besuchen, überall wird er gegen den Gottesdienst seine Ehrerbietigkeit bezeigen, weil die Menschen daselbst die Gottheit nach ihren Begriffen und nach ihrer Überzeugung verehren. Im heiligen Eifer entrüstet er sich, wenn er bemerken muß, wie die Dummheit und der Unverstand des einen die religiösen Gebräuche des anderen bespöttelt und verhöhnet. Ist das wohl christlich gedacht, wenn Christen ihre Mitchristen dadurch kränken, daß sie das verachten, was diese verehren? Er respektiert die Überzeugung derer, die sie üben."

Ontrup wendet sich sehr stark gegen Mißbrauch und Entstellung im Katholischen. Arten des Aberglaubens seien nicht nur Schatzgraben, Kartenschlagen und Fieberbesprechen, sondern auch der mißbrauchte Ablaß. Ablässe auf unendlich viele Jahre seien immer unecht. Sie haben ihre Ursache „im Aberglauben des Pöbels, in der Eigennützigkeit der Kurialisten, in der Habsucht einiger Geistlicher, in der Unwissenheit der Vorsteher, den grundlosen Grübeleien alter Schullehrer und den Privavorurteilen gewisser auf Schulmeinungen versessener Päpste". Sie seien aber nicht die Lehre der Kirche. Die Schmähschriften der Gegner zeigten, daß sie keinen richtigen Begriff von der wirklichen katholischen Lehre haben. „Sie sollten unsere Lehren doch nicht nach der Aussage des gemeinen, oft unwissenden Mannes beurteilen." Nicht jede Verehrung der Heiligen sei erlaubt und nützlich, sondern nur die wohlgeordnete. Bei Aussetzung des Allerheiligsten solle man nicht zu lange bei Anrufung der Heiligen verweilen. In den Bildern und Reliquien ist nichts Göttliches; wer dies glaube, sei abergläubisch. Auch durch Berührung werde keine besondere Kraft übertragen. Bei der Fronleichnamsprozession sagt er: „Der vernünftige Mann von biederer Aufklärung weiß wohl, daß das äußere Gepränge nicht die Religion selbst ist."

V. Quellen und Weiterwirken Ontrups

Ontrup weist verschiedentlich auf seine Quellen hin. Er empfiehlt das Religions-Lehrbuch von Marx und das Handbuch der christkatholischen Religion von Overberg (Christkatholisches Religionshandbuch,

1804). Die Katechismen Overbergs werden von Ontrup zitiert, desgleichen Overbergs Biblische Geschichte von 1799 (Geschichte des alten und neuen Testaments zur Belehrung und Erbauung besonders für Lehrer, größere Schüler und Hausväter). Ontrup dürfte Overberg persönlich gekannt haben, da er selber aus dem Münsterlande stammte.

Münster war damals neben Wien das Zentrum katholischen Geisteslebens in Deutschland, und zwar war es dort der Kreis um Amalie von Gallitzin († 1806), zu dem auch Graf Stolberg und Overberg († 1826) sowie die Söhne des Freiherrn von Vischering gehörten. Überragende Persönlichkeit in diesem Kreis war neben Overberg der Regens und Generalvikar Franz Freiherr v. Fürstenberg († 1810). Andere kleine Zirkel dieser Art bestanden in Köln, Mainz, Tübingen und München. Von diesen kleinen, aufgeschlossenen Kreisen aus wurde erfolgreich versucht, die Aufklärung aufzufangen. Ein wissenschaftliches oder religiöses Thema wurde jeweils besprochen. Der Gallitzin-Kreis förderte auch das katholische Ansehen bei den Protestanten: Claudius, Hamann, Herder, Jacobi und Goethe lernten in Münster den katholischen Glauben kennen und schätzen. Der Münsteraner Kreis unterhielt intensive Beziehungen zu J. M. Sailer, und Ontrup wird so mit Sailers Ideen bekannt geworden sein. Sailer versuchte den ganzen Menschen nicht nur zu „disziplinieren, kultivieren und moralisieren", sondern auch zu „divinisieren". Der Professor für Moral und Pastoral in Münster, Brockmann, studierte bei Sailer in Dillingen, wo der schon erwähnte Wessenberg Sailers Schüler war. 1818 kam Sailer selbst nach Münster. Stolberg schreibt darüber: „Wir waren alle gleich im ersten Augenblick bekannt mit ihm, als hätten wir ihn Jahre gekannt." An Ontrups Predigten erinnert besonders Sailers Definition des Aberglaubens: „den übertriebenen Wunderglauben, Gespensterfurcht, gutgemeyntes Verketzern, Abneigung gegen alles, was Aufklärung heißt". Overberg war eine der schöpferischen Gestalten in der Pädagogik, besonders in der Lehrerbildung und als Regens des Priesterseminars. Sein Hauptwerk ist schon 1793 erschienen: „Anweisung zum zweckmäßigen Schulunterricht für die Schullehrer im Fürstentum Münster." In § 12 steht der bezeichnende Passus: „Ich bin Schullehrer, das heißt also: Ich habe ein Amt, welches eines der ehrwürdigsten und wichtigsten auf Erden ist, denn welches Amt kann wichtiger und ehrwürdiger sein . . ." Ontrup übernahm von Overberg vor allem die eingehenden Ausführungen zum 4. Gebot, die besondere Anhaltspunkte über die Erziehung gaben. Der Passus „Vom Belohnen und Strafen" stimmt bei beiden Autoren oft wörtlich überein. Auch Ontrups Ausführungen über „Herrschaften und Dienstboten" sowie über „Obrigkeit und Untertanen" stimmen weithin mit denen von Sailer überein.

Interessant ist die Bedeutung des Ausdrucks „fest" in Ontrups Glaubensdefinition: „Wie muß der Glaube beschaffen sein?" Antwort: „1. erleuchtet und fest, 2. lebendig und tätig." Das „adhaerere" des Petrus Canisius hatte der Felbigersche Katechismus von 1777 mit „für-wahr-halten" übersetzt. Ontrup nähert sich mit seinem „fest" wieder der deutschen Formulierung des Mittleren Deutschen Katechismus, wo adhaerere mit „festiglich fassen" übersetzt wird.

Von Ontrups Werken erlebten — wie bis jetzt überschaubar — vier mindestens 14, fünf mindestens 5 Auflagen. Weiteres ist noch zu erforschen. Im Jahre 1841 erschien in Köln ein „Katholischer Katechismus" des Johann Ignaz von Felbiger, der 1746 in das Augustiner-Chorherrenstift Sagan eintrat, dort 1758 Abt geworden war und die Hebung des katholischen Schulwesens im Kreise Sagan betrieb. Seine sog. Saganschen Katechismen sind wesentlich von seinem Ordensgenossen Benedikt Strauch bearbeitet. Felbiger war 1778 als infulierter Propst zu Preßburg gestorben. Sein vorhin erwähnter, später in Köln erschienener „Kath. Katechismus" läßt erkennen, daß Ontrups Katechismen noch lange nach seinem Tode Bedeutung gehabt haben. Das erkennen wir auch aus der 8. Auflage des „Katechismus für Elementarschulen", den J. P. Matthias im Jahre 1839 herausgab.

Die katholische Aufklärung wurde bisher auch von der katholischen Geschichtsschreibung als allzu negativ beurteilt. Aber gerade unser Goslarer Pfarrer Ontrup und die Männer, die als seine Lehrer und Anreger hinter ihm standen, beweisen, daß zu Anfang des 19. Jh. vieles Gute lebendig war, was später wieder verlorenging. Dazu gehören besonders die Ansätze zur deutschsprachigen Liturgie, die starke Betonung der Heiligen Schrift und der Wichtigkeit der Predigt, die Ansätze zur historisch-kritischen Wissenschaft in der Patrologie und die Liebe zu den alten Kirchenvätern, der Blick für soziale Dinge, wie die Hervorhebung der Wechselseitigkeit der sozialen Pflichten und besonders die Entdeckung der Familie als des hauptsächlichen Bildungs- und Erziehungsträgers.

Ontrup ging es, wie Overberg, nicht allein um Schulung der Verstandeskräfte, sondern um die pädagogische Ausbildung aller Fähigkeiten des ganzen Menschen. Darin sind sie Überwinder der Aufklärung, da sie Herz und Gemüt und die Beziehung zu Gott so stark betonten, mochten auch manche Einflüsse der Aufklärung auf sie einwirken. Schon die von Fürstenberg errichtete Universität zu Münster, an der Ontrup studierte, sollte der Herstellung der Harmonie von Wissen und Christentum dienen. Darin bestand die wertvolle Bedeutung der deutschen Aufklärung vor der englischen und französischen, die sich beide rein in den Begriffen „Wissen, Tugend, Nutzen, Glück" sowie

„Intellektualisierung des ethischen Lebens und Emanzipierung des Erziehungswesens vom kirchlichen Einfluß" bewegten. In unserer Diözese ist Ontrup einer der Männer gewesen, die sich mit nachhaltiger positiver Wirkung der Aufklärung entgegengestellt haben.

QUELLEN

1. H. Gidion, Die Geschichte der St. Jakobigemeinde zu Goslar (Manuskript).
2. H. Kloppenburg, Geschichte der katholischen St. Jakobigemeinde zu Goslar (Festschrift Goslar 1904).
3. Filthaut, Th., Das Reich Gottes in der katechetischen Unterweisung (Freiburg 1958).
4. H. Kreutzwald, Zur Geschichte des biblischen Unterrichts (Freiburg 1957).
5. Müller, W., Die liturgischen Bestrebungen des Konstanzer Generalvikars Wessenberg (Lit. Jahrb. 1960).
6. J. Hofinger, Geschichte des Katechismus in Österreich (F. Rauch 1937).
8. G. Fischer, J. M. Sailer und H. Pestalozzi (Freiburg 1954).
9. Schmitt, J., Der Kampf um den Katechismus in der Aufklärungsperiode (München 1935).
10. Hoffmann, Hans, Bernhard Overberg (München 1940).
11. Valjavec, Fritz, Die Geschichte der abendländischen Aufklärung (Wien 1961).
12. Prof. Algermissen, Geschichtliche Vorbemerkungen (S. 1-4a d. Aufsatzes).

Der Hildesheimer Hezilo-Dom und seine Kunstschätze

Von Konrad Algermissen, Hildesheim

Wenn man vom Hildesheimer Domschatz spricht, denkt man für gewöhnlich an die kunsthistorisch wertvollen Einzelheiten, die in der Domschatzkammer aufgestellt und seit einigen Monaten wieder zur Besichtigung freigegeben sind. In Wirklichkeit ist aber unser Hildesheimer Domschatz weit umfangreicher. Zu ihm gehören auch die großen, zum Teil einzigartigen Kunstwerke im Innern des Domes. Sicher, es ist vieles bei der Verbombung und dem Brand am 22. März 1945 zugrunde gegangen, so die Decken- und Wandgemälde mit der sie in vornehmer Weise umrahmenden Stuckatur, wodurch das Innere des Domes jenen warmen und weichen Charakter trug, der zum Beten und Betrachten anzog. Vernichtet wurden, außer dem Kreuzaltar, dem „altare ante vultum", auch der in der Chorapsis in feiner Renaissancearchitektur im ersten Viertel des 17. Jahrhunderts erbaute herrliche Hochaltar mit seinen schwarzen Marmorsäulen und den prächtigen Relieftafeln aus Alabaster, die das Leben der Gottesmutter, der Patronin des Domes und der Diözese, darstellten, ferner das gotische Chorgestühl aus dem 14. Jahrhundert, die meisten Seitenältäre mit ihren zum Teil künstlerischen Gemälden. Jeden dieser Altäre schmückten zwei Gemälde aus dem Leben Mariens; das gesamte frühere Dominnere stellte mit seinen 82 Mariendarstellungen in Malerei, Holzplastik, Alabaster und Glas eine einzigartige Verherrlichung der Dompatronin dar. Im Flammenmeer des 22. März 1945 verbrannte die Antoniuskapelle aus den Jahren 1444 und 1655. Weiterhin versank in den Flammen das Wahrzeichen der Stadt Hildesheim: der Vierungsturm mit seiner vergoldeten Kuppel. Bischof Gerhard (1365-1398) hatte nach der siegreichen Schlacht von Dinklar (3. September 1367) der Gottesmutter das „Goldene Dach" des Domes gestiftet, indem er die Kuppel des romanischen Vierungsturmes Hezilos mit Goldplatten bedecken ließ. Im Laufe der Zeit war dieser Turm baufällig geworden.

Bischof Joseph Clemens (1702-1723) ließ ihn im Jahr 1718 abtragen und durch einen barocken Vierungsturm ersetzen. 1721 ließ er das Kuppeldach dieses neuen Turmes durch den Hildesheimer Goldschmied Paul Jobst Süring, unter Verwendung des noch brauchbaren Goldes vom alten Vierungsturm und unter Hinzuzahlung von rd. 4000 Talern, mit stark vergoldeten Kupferplatten überdecken, so daß vom Ausgang des 14. Jahrhunderts bis zum Jahr 1945, d. h. über 550 Jahre lang, die Goldene Kuppel unseren Mariendom zierte und zum Wahrzeichen der Stadt wurde. Seitdem fehlt der Marienstadt dieses Wahrzeichen.

1. Teil

Aufbau und Ausbau des Hezilo-Domes

Um recht zu verstehen, welche Zerstörung unser Dom am 22. März 1945 erlitt, und was seinen Einzelschätzen im zweiten Weltkrieg drohte, ist folgendes zu bedenken: Bereits **Bischof Hezilo**[1] (1054-79) hatte den unter seiner Regierung von 1055-1061 erbauten und am 5. Mai 1061 konsekrierten Dom kostbar ausgestattet. Erbaut hatte er ihn auf den Fundamenten des ältesten Steindomes, den der vierte Hildesheimer Bischof, Altfried (851-874), von 852-872 errichtet und am ersten November 872 konsekriert hatte[2]. Über das Äußere des

[1] Hezilo (Hezel, im niederdeutschen Hetil) ist eine Diminutivform des Namens Heinrich; so H. A. Lüntzel, Gesch. d. Diözese u. Stadt Hildesheim I (1858) 247, Anm. 4. Hezilo war ein baufreudiger Bischof. Außer dem Dom errichtete er auf dem Moritzberg, westlich bei Hildesheim, wo der hl. Bischof Godehard (1022-1038) bereits eine Münsterkirche zu Ehren seines Altaicher Patrons, St. Mauritius, an der Kultstätte des heidnischen Gottes Ziu (deshalb Zierenberg) gebaut hatte, eine große dreischiffige Säulenbasilika mit anschließendem Stift für 20 Kanoniker. Östlich des Domes verwandelte er ein früheres Haus des Krieges, d. h. ein Festungsgebäude, in eine Pfeilerbasilika, die Kirche zum Hl. Kreuz, mit anschließendem Stift für 15 Kanoniker. In der Moritzkirche (Mauritiuskirche) fand er im August 1079 seine letzte Ruhestätte in dem Grabe, das er sich selber bereitet hatte.

[2] Hezilos Baumeister war der schwäbische Priester Benno, den Kaiser Heinrich III. auf seiner Rückkehr von der Kaiserkrönung mit nach Goslar genommen hatte. Benno baute im Sachsenlande, bes. in Goslar, im Namen des Kaisers. Er wurde Scholaster u. Dompropst in Hildesheim, darauf Dompropst in Köln und (1068-1088) Bischof von Osnabrück. Er kann wohl als der bedeutendste Baumeister seiner Zeit angesehen werden. Seine architektonischen Kenntnisse verwertete er am Dom zu Speyer, am Dom und der Kaiserpfalz zu Goslar, in Hildesheim und wahrscheinlich auch am Westteil des Osnabrücker Domes, ferner beim Bau der Klöster Iburg und Gertrudenberg (bei Osnabrück). Er war 1020 als Unfreier zu Böhningen (Schwaben) geboren und starb 1088 zu Iburg.

Hezilo-Domes, einer dreischiffigen frühromanischen Basilika, urteilt A. Bertram: „Vor dem Langhaus erhob sich im Westen Hezilos Turmhaus. In der ganzen Breite der drei Schiffe stieg dieser Turm, einer imposanten Burg ähnlich, an der Domfront in drei Geschossen empor; auf diese folgten die Glockenstuben, welche an der Front drei Schallöffnungen zeigten, deren jede in zwei auf einem Teilungssäulchen ruhende Rundbögen aufgelöst war. Rundbögenfenster, auf Teilungssäulchen ruhend, waren auch an den Seiten und an der Rückwand dieser Glockenstube, so daß der schwere, massive Bau in seinen oberen Teilen recht anmutig gegliedert erschien. Über den Glockenstuben stieg das Mittelstück des Turmhauses noch höher zu einem letzten Geschoß, das als schmucke Laube in leichten Säulenarkaden sich nach allen Seiten öffnete. Ein abgewalmtes Satteldach schloß den mächtigen Bau. Im Erdgeschoß trat aus dem Turmhaus, von den Treppenanlagen und den Turmkapellen flankiert, das ‚alte Paradies' hervor; sein unteres Geschoß bildete eine Vorhalle, darüber lag ein gewölbter Saal, die sog. Loggia Hezilos mit inhaltreichen Malereien[3]." Dem Westturm entsprechend stieg über der Vierung der in drei Geschossen sich nach oben zweifach verjüngende romanische Vierungsturm empor. Die Bedachung des Domes bestand schon seit den Tagen Hezilos aus Kupferplatten. Beim Eintritt in den Eingang des vorhin geschilderten Westwerkes, das sich zum Innern hin durch die Bernwardstüren öffnete, gewann der Beschauer den Eindruck eines harmonischen, durch den niedersächsischen Stützenwechsel (je eine Säule und zwei Pfeiler) belebten Gotteshauses, einer nur mäßig großen romanischen Basilika mit drei Schiffen. Durch Pfeiler und Säulen öffnete sich das Mittelschiff mit Bogenstellungen nach den Seitenschiffen. Die Kapitelle der Pfeiler und Säulen waren Blattkapitelle in Abwandlung korinthischer Kapitellformen, wie sie noch heute die Gandersheimer Stiftskirche zeigt. „Die Wände waren mit reichem Bildwerk geschmückt. Unter der flachen, bemalten Holzdecke zog sich ein breites mehrfarbiges Friesband hin; zwischen den Fenstern standen übergroße Heiligenfiguren[4]."

Zwei herrliche Kronleuchter im Ostteil des Domes mußten die Blicke des Besuchers sofort auf sich ziehen. Zwischen dem Hohen Chor und dem Beginn des Mittelschiffes hing der bedeutendste Kronleuchter,

[3] A. Bertram, Gesch. d. Bistums Hildesheim (1899) 115. Bertram, 1859 zu Hildesheim geboren, war damals Domkapitular zu Hildesheim. Er wurde 1906 Bischof v. Hildesheim, 1914 Fürsterzbischof v. Breslau, 1916 Kardinal und starb 1945 auf dem fürstbischöflichen Schloß Johannesberg bei Jauernig (Diözese Breslau) während der Eroberung des Ostens durch die russischen Truppen.

[4] R. Herzig, Der Dom zu Hildesheim (1911). 7.

der aus der romanischen Zeit erhalten ist[5]: der Hezilo-Kronleuchter. Er stellt einen vergoldeten Reif von 6,2 m Durchmesser dar, ist mit Ornamenten aus Blatt- und Blumenmustern und Tiergestalten ringsum geziert, rundum mit einer Inschrift versehen und mit 12 Türmchen geschmückt. 12 Tore sind auf der ganzen Rundfläche zwischen den Türmchen verteilt. In den vier mal zwölf Apsiden der Türmchen standen wahrscheinlich silberne Standbilder, welche die Patriarchen und Propheten des Alten Bundes und die Symbole der Tugenden darstellten. In den 12 Toren standen die Figuren der Apostel, deren Namen noch heute an den betreffenden Stellen sichtbar sind. Die Türmchen dienten auch wohl zur Aufnahme von kleinen Lampen. In der Mitte des Kronreifes hing eine größere silberne Ampel. A. Bertram schreibt über den Eindruck dieses Kronleuchters im Dom zur Zeit Hezilos: „Es mußte eine wunderbare Wirkung sein, wenn im Dämmerlicht des Abends aus den durchbrochenen Türmchen das milde Licht der Ampeln hervorschimmerte. Die Idee des Leuchters ist das Bild einer schwebenden Stadt, der Inschrift nach das himmlische Jerusalem als Ziel des alten und neuen Bundes, duftend vom Wohlgeruch der Tugenden, bevölkert von den Heiligen, erleuchtet von Gott selbst, der Quelle alles Lichtes[6]."

Weiterhin zum Osten, auf dem Hohen Chore, hing ein zweiter Kronleuchter, von Hezilos Vorgänger, dem **Bischof Azelin** (1044-1054), hergestellt. Er war schlichter und einfacher als der Kronleuchter Hezilos: Auf einem 3,44 m im Durchmesser aus Weißblech gebildeten Reif befanden sich 12 Türmchen und ebenso viele kleine Baldachine, letztere mit silbernen Engelsfiguren besetzt. Der Reif trug auf einem Blattkamm des oberen Randes 36 Lichterhalter.

Hezilo schloß seinen Dom im Osten durch eine in gerader Linie nach oben gezogene Steinwand senkrecht ab. Unter dem Hochchor lag die alte Krypta des Altfriedschen Domes, die den größten Teil der Marienkapelle Ludwigs d. Frommen aus dem Jahre 815 umschloß. In ihr befand sich u. a. mit dem Grabe des hl. Bischofs Godehard († 1038) zum Westen hin eine „Confessio", in welcher Bischof Othwin die Ge-

[5] Aus der romanischen Kunstperiode sind drei Kronleuchter von besonderem Wert erhalten: der Kronleuchter von Komburg (Schwaben) mit einem Durchmesser von 5 m, der Barbarossa-Kronleuchter im Aachener Münster mit einem Durchmesser von 4,2 m und der Kronleuchter Hezilos mit einem Durchmesser von 6,2 m. Dieser ist nach allgemeiner Beurteilung nicht nur der größte, sondern auch der ideenreichste und kunstvollendetste. Er geht vielleicht schon auf Bischof Bernward († 1022) zurück.

[6] A. Bertram, a. a. O., 117.

beine des hl. Epiphanius zur Verehrung beigesetzt hatte. Die weite rechteckige Fläche hinter der geradlinigen Ostapsiswand umfriedete Hezilo durch einen rechteckigen, einstöckigen Kreuzgang als Innenhof des Domes. Dieser Kreuzgang erhielt unter Bischof Bernhard (1130 bis 1153) ein zweites Geschoß. Das untere Geschoß des Kreuzgangs öffnete sich zum Innenhof hin in weiten halbkreisförmigen Bögen; das obere Geschoß war in der Weise reicher ausgestattet, daß im Süden und Norden zwischen je zwei Pfeiler drei kleinere romanische Rundbögen traten, die auf zierlichen Säulen ruhten, und im östlichen Endflügel die schmalen Arkadenbögen auf einer Pfeilerreihe lagen. Der Kreuzgang selber, das von ihm umschlossene Quadrum, im 19. Jahrhundert auch die 1321 errichtete Annenkapelle, dienten als Begräbnisstätte verschiedener Bischöfe, Domherrn und Ritter. Seit 1321 bezeichnet man diesen Gesamtraum als Annenfriedhof. Er steht im Norden und Süden durch Türen mit dem Dom in unmittelbarer Verbindung und bildet heute die Begräbnisstätte der Hildesheimer Domherrn.

Hezilos Nachfolger, **Bischof Udo** (1079-1114), erweiterte den Hezilo-Dom im Jahre 1110 durch eine Südkapelle, die er dem hl. Laurentius weihte. In dieser Kapelle fand er seine letzte Ruhestätte. Die Grabplatte zeigt im Mittelpunkt das Lamm Gottes, von zwei Säulen mit turmförmigem Aufsatz flankiert. Von oben senkt sich die Hand Gottes im Redegestus auf das Lamm herab. An der unteren und oberen Schmalseite stehen die Symbole der vier Evangelisten[7].

Der übernächste Nachfolger Hezilos war der gelehrte und fromme, sehr friedfertige und eifrige **Bischof Berthold** (1119-1130). Er errichtete an Stelle des horizontalen östlichen Chorabschlusses Hezilos eine halbkreisförmige Apsis mit einer Halbsäulengliederung unter einem abgestuften Rundbogenfries. An dieser Apsis rankt der „Tausendjährige Rosenstock" empor. Es steht vom Biologischen bzw. Botanischen her der Annahme nichts entgegen, daß Berthold selber bereits diesen Rosenstrauch, es handelt sich um die „rosa canina", an seiner Apsis angepflanzt hat. Es waren diesem gelehrten Bischof sicher die historischen Zusammenhänge bekannt. In heidnischer Zeit befand sich gerade an dieser Stelle ein Quellheiligtum der Göttermutter Frigga, deren Kult seit der Bekehrung der Ostfalen durch die Verehrung Mariens verdrängt wurde. Die wilde Rose war „Friggas heilige Blume".

[7] Lange Zeit, bis ins Dritte Reich hinein, diente diese Kapelle als Abstellraum. Bischof Dr. Joseph Godehard Machens hat sie auf meinen Vorschlag zur Sakristei für den Domklerus einrichten lassen. Dabei kam die Grabplatte an die Ostseite der Kapelle aufrecht zu stehen. Leider ist sie jetzt aus der Kapelle ihres Gründers entfernt und im Kreuzgang aufgerichtet.

Sie wächst im Hildesheimer Bezirk sehr reichlich[8]. Danach würde der sog. „Tausendjährige Rosenstock" über 830 Jahre alt sein. Dieses Alter bezieht sich allerdings nur auf die Wurzel, die stets neue Zweige treibt, während die älteren Zweige nach etlichen Jahrzehnten verdorren. Man könnte bei der Anlage dieses Rosenstocks an der Apsis des Domes auch an den gelehrten Bischof Bernhard denken. Bischof Bernhard war der Nachfolger Bertholds, hochgelehrt, tieffromm und für den Dom sehr besorgt. Daß die Anpflanzung systematisch geschah, ist offensichtlich. Die ausgehenden Jahrhunderte des Mittelalters und das Reformationsjahrhundert kommen für die Anlage des sog. Tausendjährigen Rosenstocks kaum in Frage. Mitte des 17. Jahrhunderts wird er von dem Jesuitenpater G. Elbers als uralt bezeichnet. Die Zeit vor dem Bau der Bertholdschen Apsis kommt wegen der baulichen Verhältnisse für die Anpflanzung der Rose nicht in Betracht.

Vom Nachfolger Bertholds, dem erwähnten hervorragenden **Bischof Bernhard** (1130-1153), dem Erbauer der Godehardikirche, erhielt der Dom vielerlei Geschenke, Paramente, Wandteppiche, und eine Ausstattung mit herrlichen Freskomalereien.

Wie sehr im 12. Jahrhundert die Kunst in Hildesheim gepflegt wurde, beweist auch die Tatsache, daß der Nachfolger Bernhards, **Bischof Bruno** (1153-1162), dem Hochchor des Domes einen sehr wertvollen niello-artigen Fußboden gab, der aus Gips bestand. Der Gips war auf einen Steinschlag gegossen; in diese Unterlage wurden Zeichnungen und Inschriften geschnitzt, die, durch zerriebene Holzkohle schwarz oder durch Ziegelmehl rot gefärbt, aus der Unterlage hervortraten.

Noch in der romanischen Zeit entstand unter **Bischof Berno** (1190 bis 1194) an der südlichen Apsis, in der Nähe des Tausendjährigen Rosenstockes, das prächtige Denkmal des gütigen und mildtätigen Presbyters Bruno, der, wie die Inschrift des Denkmals sagt, „das Seinige den Armen schenkte"[9].

In der letzten Zeit der romanischen Kunst ließ einer der größten Bischöfe unserer Diözese, **Konrad II.** (1221-1246), als letztes großes Werk der Hildesheimer Domgießerei das weltberühmte Taufbecken

[8] Es sei daran erinnert, daß vor der Zerstörung der Stadt am 22. März 1945 drei Straßen den Namen „Rosenhagen" trugen; auch andere Straßennamen sind mit dem Wort „hag" verbunden, so Kläperhagen, Kurzer Hagen, Langer Hagen, Hagentorwall usw. „Hagan" ist im Altdeutschen das Wort für die wilde Rose oder den Strauch der rosa canina, dessen Früchte deshalb den Namen „Hagebutte" tragen. Über den „Tausendjährigen Rosenstrauch" vgl. Herm. Seeland, Der tausendjährige Rosenstock am Dom zu Hildesheim (²1956).

[9] Vgl. darüber meine Ausführungen im Jahresheft 1962 unseres Heimatvereins, Seite 81 f.

für den Hildesheimer Dom um das Jahr 1240 aus Messing gießen. In ihm verherrlichte er u. a. das Leben der größten deutschen Frau, der hl. Elisabeth von Thüringen, die 1235 durch seine Bemühungen heiliggesprochen war, erst vier Jahre nach ihrem Tode.

In der gotischen Zeit schuf 1321 **Bischof Otto II.** (1319-1331), ein Graf von Wohldenberg, innerhalb des von Hezilo östlich umfriedeten Innenhofes des Domes eine Kapelle zu Ehren der hl. Anna, ein prächtiges Schmuckstück der Gotik in einer ganz romanischen Umgebung. Schon einige Jahre vorher hatte er für den Dom die „Goldene Messe" gestiftet, als Sühne für alle Versäumnisse, die im Laufe des Jahres im Dienste des Herrn vorgekommen waren. Otto II. erhob das Fest der hl. Elisabeth von Thüringen zu einem der höheren Feste des Domes und verherrlichte dieses Fest durch Stiftung von Kerzen im Hochchor und auf den Lichterkronen. Er stiftete 1331 für den Dom auch eine große Kerze zur Verehrung Mariens; sie sollte alle Nächte hindurch vor dem Bilde der Patronin des Domes am Fenster des „kleinen Paradieses" brennen. Wahrscheinlich ist unter diesem Bischof die Hildesheimer Gnadenmadonna geschnitzt, und zwar für die Domgruft. Die Holzstücke wurden vom Rosenstock der Ostapsis des Domes genommen. Seit der Zeit des Bischofs Otto II. datiert auch der Beginn des Durchbruchs der beiden Seitenschiffe des Domes nach Süden und Norden und der sich anschließende Bau eines gotischen Kapellenkranzes von je vier südlichen und nördlichen Kapellen.

Von 1365-1398 leitete **Bischof Gerhard vom Berge** unsere Diözese. Als gegen Ende August des Jahres 1367 eine gewaltige Heerschar unter Bischof Magnus von Braunschweig, Erzbischof Diedrich von Magdeburg, Bischof Albert von Halberstadt und vielen Grafen und Rittern gegen Hildesheim zog, betete Bischof Gerhard drei Tage und Nächte ununterbrochen vor dem Gnadenbilde in der Domkrypta. Nach erfolgtem Siege der Hildesheimer Bürger und Bauern bei Dinklar (3. September 1367) über die kriegsgeschulten Ritter, die vom Osten heranrückten, erfüllte der Bischof sein Gelübde und stiftete der Gottesmutter über dem Vierungsturme das „Goldene Dach", indem er die Kuppel des Vierungsturms mit Goldplatten belegen ließ. Der Zeit dieses Bischofs gehört auch das gotische Chorgestühl an, dessen Chorwangen, aus hartem Eichenholz geschnitzt, die Gottesmutter in vier fein gearbeiteten Szenen aus ihrem Leben verherrlichten.

Unter Bischof Gerhard vom Berge und seinem Nachfolger **Bischof Johann III.** (1398-1424) wirkte im Domkapitel der reich begüterte Domherr Lippold von Steinberg. Er machte eine Pilgerreise zum Hl. Lande, brachte von dort eine Reliquie vom Kreuze Christi mit und stiftete für den Dom ein großes Reliquiar mit den Reliquien aller Dompatrone.

Die Spitze des Reliquiars wurde durch eine runde Glaskapsel mit der Reliquie vom Kreuz Christi geschlossen. Er ließ das große Reliquiar herstellen in den Formen des von Hezilo geschaffenen Vierungsturmes. Die bedeutendste Stiftung dieses Domherrn war das nördliche Paradies als Verlängerung des Querschiffes gen Norden, bestehend aus einer unteren, auf vier Rundpfeilern ruhenden Halle, die den nordöstlichen Eingang zum Dom bildet, und dem über der unteren Halle liegenden Godehardichor, der zum Hochchor des Domes geöffnet und zur Aufnahme eines Sängerchores bestimmt war. Im Jahr 1412 war dieser nördliche Anbau des Domes vollendet. Bald nach Errichtung des Nordparadieses wurde die dreigeschossige romanische Laurentiuskapelle des Bischofs Udo um ein viertes Schiff zum Süden hin erweitert. Seitdem im Jahr 1440 Domherr Burghard Steinhof diese Erweiterung auf seine Kosten durchführen ließ, bestand die Laurentiuskapelle aus zwei romanischen Säulenreihen mit runden Säulen, vielgestaltigen und interessanten Kapitellen und einer südlichen Säulenreihe mit achteckigen Säulen, die gotische Blattkapitelle zieren. Der gotischen Zeit, dem 1. Viertel des 15. Jahrhunderts, entstammt auch die außerordentlich schön geschnitzte Tintenfaßmadonna in der stattlichen Höhe von 1,86 m. Die genaue Zeit ihrer Entstehung ist nicht festzustellen.

Unter **Bischof Valentin von Teteleben** (1537-1551) erhielt der Dom, mitten in den Religionswirren der Reformationszeit, eine neue Stiftung. Es war der herrliche Lettner, den der Domkapitular Arnold Fridag in den Jahren von 1536-1546 für 3000 rheinische Goldgulden aus münsterischem Kalksandstein herstellen ließ. Er schloß seit 1546 den Hohen Chor vom Kirchenraum durch zwei künstlerisch sehr fein gearbeitete schmiedeeiserne Gittertüren ab. Bischof und Domkapitulare schritten bei besonderen Festlichkeiten durch die geöffneten Türen des Lettners vom Chor in den Kirchenraum und nahmen auf eigenen Bänken unter dem Kronleuchter Platz. So war es rund vier Jahrhunderte lang Brauch.

Vor dem Lettner stand, ein wenig nach Westen gerückt, der Altar des hl. Kreuzes, darüber die steinerne Kanzel mit den Figuren des Erlösers, Maria mit dem Jesuskind, dem hl. Bernward und den vier Evangelisten. Über allem erhob sich der Lettner. Am äußersten linken Pfeiler war das Bild der Stammeltern im Augenblick des Sündenfalls im Paradiese zur Darstellung gebracht mit einer langen Unterschrift, die besagte, daß durch die Sündenschuld der Stammeltern der Gnadenstand verlorenging, wozu Gott das menschliche Geschlecht in seiner Erbarmung durch die Erlösung zurückbrachte. Entsprechend ist auf der Höhe des Lettners die Kreuzigung Christi dargestellt; unter dem Kreuze die eherne Schlange mit den zu ihr aufschauenden geheilten

Israeliten, als Vorbild des Kreuzesopfers aus dem Alten Testament. Neben dem Kreuz Christi stehen Maria und Johannes. Unter Maria die Kreuztragung Christi, daneben links Isaak, sein Opferholz tragend. Rechts unter Johannes, die Grablegung Christi, daneben, zur äußersten Rechten, Jonas, der ins Meer versenkt und vom Fisch aufgefangen wird. Die Kreuzigungsgruppe ist polychromiert. Sie ist aus dem früheren gotischen Lettner übernommen. Der darunter befindliche Teil ist mit fünf Bögen und reichem Blumenschmuck, Kindern, Putten und Engeln verziert. Den Szenen dieses oberen Teiles auf der Vorderseite entsprechen dieselben Szenen auf der Rückseite des Lettners. Die Darstellungen des Unterteils der Vorderseite des Lettners stellen im Hinblick auf den Altar das eucharistische Opfer und den Endsieg Christi dar. Wir sehen Christus beim letzten Abendmahl; die Unterschrift lautet: „Discipulis cena Christo celebrante paratur". Darunter steht das Vorbild aus dem Alten Testament: Melchisedech mit Abraham und zwei Begleitern samt der Unterschrift: „Melchisedech panem vinumque hic fert Abrahamo". Auf dem rechten Unterteil der Vorderseite erscheint Christus in der Vorhölle als Sieger über Tod und Teufel mit der Unterschrift: „Descendens Christus victor confregit avernum", dazu als alttestamentliches Vorbild: David, der Sieger über Goliath, den Feind des auserwählten Volkes, und die Unterschrift: „Hic Goliath funda jacet ictus ipse Davidis". Am rechten Pfeiler der Vorderseite des Lettners, gegenüber dem Bild der Stammeltern, befand sich das Stifterbild: Maria mit dem Jesusknaben zwischen den Aposteln Petrus und Paulus, darunter der knieende Adolf Fridag mit Wappenschild (drei Ringen) und einer langen Unterschrift. Auf dem unteren Teil der Rückseite verherrlichte der Künstler die Dompatronin. Wir sehen an der linken Seite die hl. drei Könige, die ihre Gaben bringen, mit der Unterschrift: „Dona magi Christo myrrham, aurum thusque tulerunt", darunter dem Alten Testament Salomon, der von der Königin von Saba Geschenke empfängt. Die Unterschrift lautet: „Dona Saba Salomon regina plurima sumpsit". Rechts am unteren Teil der Rückseite des Lettners stellte der Künstler die Krönung Mariens durch die Hl. Dreifaltigkeit dar mit der Unterschrift: „Virgo Maria poli conscendit regna triumpho". Als Vorbild aus dem Alten Testament sehen wir die Krönung der Esther durch den König Assuerus mit der Unterschrift: „Hester ad Hassveri thalamum regina levatur". Hervorzuheben ist die Gedankenfülle, die Formenschönheit und der liturgische Ideengehalt des Lettners. Die Einstellung des Lettners in die Antoniuskapelle hat die Umstellung einiger Szenen mit sich gebracht.

Arnold Fridag, der Stifter des Lettners, starb bereits 1546, kurz nach Vollendung des herrlichen Werkes. Da er auch ein großer Wohltäter

für die Bedürftigen und Armen war, brachte man sein Standbild an der Südseite der äußeren Chorwand neben dem Grabbild des Presbyters Bruno an, der all das Seine den Armen schenkte.

Die Reformationskämpfe brachten die Diözese an den Rand des Untergangs. Der edle **Bischof Burchard von Oberg** (1557-1563), der nächtelang in aller Stille ohne jede Begleitung in der Domgruft um die Rettung der letzten Reste der Diözese betete, gab am Schluß seines Lebens dem Domkapitel den Rat, die Bischöfe der nächsten Zeit aus dem katholischen Herzogshaus von Bayern zu wählen, damit der Restbestand des alten Marienbistums gesichert bliebe. Das Domkapitel wählte so fast zwei Jahrhunderte hindurch, mit einer einzigen Ausnahme; und Burchard von Oberg, der große Verehrer der Gottesmutter, wurde der Retter der Diözese.

Am 1. März 1663 starb der Hildesheimer Weihbischof Adamus Adami, ein bedeutender Theologe, Historiker, Jurist und Diplomat. Er gehörte dem Benediktinerorden an und offenbarte seine diplomatischen Fähigkeiten besonders bei den Verhandlungen des Westfälischen Friedens. Seine Grabstätte fand er in der Laurentiuskapelle. Die Grabplatte stellt den Verstorbenen in Lebensgröße dar, angetan mit den bischöflichen Insignien[10].

Die Bischöfe aus dem bayrischen Kurfürstenhaus brachten aus ihrer Heimat den Barock in unseren Dom. Zwei derselben: **Bischof Joseph Clemens** (1702-1723) und **Bischof Clemens August** (1724-1761) gaben dem Inneren des Domes ein vollständig anderes Gesicht. Pfeiler und Säulen wurden, hauptsächlich von den Barockkünstlern Michael Caminada und Carlo Rossi, mit Stuck umkleidet, die Spitzbögen der gotischen Seitenkapellenfenster durch weit ausgeschweifte barocke Bogen und die flache Holzdecke durch ein mit Stuck und Gemälden überzogenes Segmentgewölbe ersetzt. Durch Anbringung von Stichkappen über den Fenstern wurde die bisherige flache Decke in ein Spiegelgewölbe verwandelt, dessen große Ölgemälde der kurfürstlich-pfälzische Kunstmaler Bernardini ausführte. Auch die Chor- und Westwerkdecke sowie die Flächen an den Mittelwänden erhielten vom Stuck umrahmte Freskogemälde. An Stelle der blattförmigen Steinkapitelle traten aus Stuck gearbeitete korinthische Kapitelle. Wie oben erwähnt, wurde 1718 der romanische Vierungsturm Hezilos durch einen barocken Turm ersetzt. Die Barockisierung des Domes, die im Jahr 1734 vollendet war, gab durch ihre vornehme Ausführung dem Dominnern einen warmen zurückhaltenden Charakter, der, wie vorhin erwähnt und von den Gläubigen, die den Dom vor 1945 kannten, bestätigt wird, in besonderer Weise zum Beten anzog. Dazu wirkten auch die zahlreichen Bilder mit

[10] Vgl. den Artikel von H. Engfer im vorliegenden Heft.

Szenen aus dem Leben der Gottesmutter. Bezeichnend ist, daß der Konservator von Quast in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts, als manche auf die Entfernung der Stuckatur drängten, sagte: „Nein, diese Barbaren (er meinte damit die Barockkünstler) haben ihre Sache zu schön gemacht, als daß man sie zerstören könnte." Am 6. Mai 1947 urteilte der damalige Landeskonservator Professor Deckert: „Der Hildesheimer Dom gehörte zu den bedeutendsten Bauwerken Deutschlands. Über das lokal Wertvolle hinaus war der Zusammenhang der alten Bauteile von so großer Schönheit, daß mit der Wiederherstellung des ursprünglichen, wenn auch etwas abgewandelten Bildes, eine bauliche und städtisch räumliche Gestaltung von so hoher Schönheit wieder zu erstehen vermag, wie sie in unseren Altstädten in Zukunft kaum mehr vorhanden sein wird."

Renaissance- und Barockzeit schenkten dem Dom künstlerisch wertvolle Altäre für die Seitenkapellen. Die erste Kapelle der Südseite, die Kapelle der Unbefleckten Empfängnis, erhielt durch den kurpfälzischen Hofmaler Paul Egell aus Mannheim einen hervorragend schönen Rokokoaltar mit Statuen der Gottesmutter, Joachims und Annas. Das Relief auf dem Alabastersockel stellte den hl. Bernward inmitten von Kranken dar, die auf seine Fürbitte geheilt wurden. Die zweite Kapelle der Nordseite, die Matthäus-Kapelle, trug auf ihrem Barockaltar ein Gemälde des aus Hildesheim stammenden Malers Wilhelm Ahlborn: Maria mit dem Jesuskind und zwei knieenden Engeln, neben dem Altargemälde die Holzfiguren von Johannes dem Täufer und Johannes dem Evangelisten. So fand auch die Kunst der Nazarener im Dom ihren Ausdruck in diesem Altarbild; Wilhelm Ahlborn schuf dieses Gemälde zu Rom im Jahr 1848.

Über dem westlichen Eingangsportal gestaltete Professor Küsthardt aus Hildesheim eine überlebensgroße Madonnenstatue aus Stein.

1887-1890 erfolgte die letzte Bemalung des Domes. 1893 wurde das Bernwardsdenkmal auf dem nördlichen Domhof errichtet, 1895 die Christussäule im Dom aufgestellt und 1898 der Krypta ihr romanischer Charakter, wenn auch nicht in ansprechender Weise, wiedergegeben. Die letzte Veränderung des Domes vor seiner Zerstörung geschah 1909 durch den Neubau der Orgel. Sie war durch den Orgelbaumeister A. Hammer aus Hannover den barockisierenden Formen des Domes in schönster Weise angepaßt.

So stand um das Jahr 1910 der Mariendom da als ein Bauwerk, an dem jeder Baustil gearbeitet und zu dem jede Zeit ihr Bestes beigesteuert hatte. „Die romanische Periode lieferte den Bauplan, die Gruftkirche und den Kreuzgang. Die Gotik gab die Verbreiterung der Seitenschiffe durch die südliche und nördliche Kapellenreihe und den Bau

der St.-Annen-Kapelle. Die Renaissance schuf den wunderschönen Lettner, und der Barock folgte mit der mustergültigen Überarbeitung des Dominnern“ [11]. Man kann diesen Worten noch hinzufügen, daß auch die Kunst des Rokoko durch Paul Egell und die Malerei der Nazarener durch Wilhelm Ahlborn der Ausgestaltung des Helizo-Domes dienten.

2. Teil

Zerstörung und Wiederaufbau

Am 22. März 1945 schlugen zwischen 13.30 und 14.00 Uhr drei schwere Sprengbomben die nördliche Kapellenseite unseres Domes und die gesamte nördliche Mittelschiffsfront mit den Pfeilern und Säulen zwischen dem nördlichen Seitenschiff und der nördlichen Kapellenreihe nieder. Weitere Sprengbomben schlugen in das südliche Quadrat des Querschiffs sowie in den nördlichen Teil der alten Sakristei. Sie zerrissen die über ihr liegenden Räume, unter ihnen auch die Domschatzkammer, deren kostbare Werte, Gott sei Dank, durch die Umsicht und den sich hinopfernden Fleiß des damaligen Domdechanten Clemens Stolte seit Jahren an den verschiedensten Stellen, meist in Dörfern außerhalb Hildesheims, sorgfältig geborgen waren. Der Hochchor wurde im Osten von einer Sprengbombe getroffen, die die Mauer der Ostapsis in der Mitte bis zur halben Höhe auseinanderbrach. Da gleichzeitig mit den Sprengbomben auch ungezählte Brandbomben von den Flugzeugen abgeworfen wurden, verbrannte der oben geschilderte Hochaltar in der Ostapsis ganz, desgleichen fast alle Altäre der Seitenkapellen. Es verbrannten die zahlreichen Decken- und Wandgemälde und die gesamte Stuckatur. Vollständig zugrunde ging auch die angebaute Antoniuskapelle: „In der Zeit von 16 bis 18 Uhr brach das Mittelschiff des Domes in den Flammen zusammen. Der Vierungsturm mit der Goldenen Kuppel sank in die Tiefe. Aus den Helmen der Westtürme und dem Westparadies schlugen die Flammen. Die hohe steinerne Marienstatue über dem Westportal brach in der Mitte auseinander, der obere Teil stürzte ab“ [12].

Wenn wir die Aufnahmen, die bald von verschiedenen Seiten gemacht wurden, betrachten, bekommen wir den Eindruck einer vollständigen Vernichtung des Hildesheimer Domes. Doch sind diese Aufnahmen großenteils tendenziös und falsch. Da die ganze Nordarkadenwand mit ihren Pfeilern und Säulen und die nördliche Kapellenreihe voll-

[11] So urteilten im Jahre 1909 H. Cassel und Friedrich Ritter in ihrem Domführer.

[12] Vgl. die gleich nach den furchtbaren Ereignissen niedergeschriebene Darstellung des Domkapitulars Hermann Seeland „Zerstörung und Untergang Alt-Hildesheims“ (1947) 29.

ständig zerschlagen, die Decke des Mittelschiffs eingestürzt war, konnte ein Blick oder eine Aufnahme vom Süden her nur einen wüsten Trümmerhaufen bieten, auf den der Himmel herabschaute. Auch ein Blick oder eine Aufnahme vom Westen zum Osten durch das zerstörte nördliche Seitenschiff zum Hohen Chor gab kein richtiges Bild der Wirklichkeit; denn auch so sah man fast nur Trümmer mit der zerspaltenen Apsiswand im Hintergrunde.

Eine ehrliche und sachkundige Darstellung von dem am 22. März 1945 zerstörten Hildesheimer Dom hat der Baumeister gegeben, in dessen Hand Bischof, Domkapitel und die Regierung von Niedersachsen den Wiederaufbau legten, der Architekt Wilhelm Fricke, Hannover. Er hatte sicher am wenigsten Grund, den tatsächlichen Umfang der Zerstörung zu verschleiern. Sein Urteil ist folgendes: „Die Bestandsaufnahme nach dem Brande zeigte aber doch manche Lichtblicke. Nicht nur waren viele, und zwar die wertvollsten, Kunstschätze des Domes, darunter der Fridagsche Lettner, der Azelin-Kronleuchter, die Irmen-Säule, die Bronzetüren des hl. Bernward, St. Bernwards Christussäule, der herrliche Hezilo-Radleuchter, das weltberühmte Taufbecken, die Tintenfaßmadonna, die großen kostbaren Schreine mit den Gebeinen des hl. Godehard und des hl. Epiphanius, der Elfenaltar, die großen eichenen Figuren der Barockbeichtstühle und selbst einige Gemälde und Altarfiguren durch umsichtige Einlagerung[13] vor dem sicheren Untergang bewahrt; sondern es waren auch sehr bestimmende Bauteile der Gesamtanlage, wenigstens im Mauerwerk, erhalten. Es standen noch, wenn auch zum Teil stark angeschlagen, der Hochaltar mit drei Vierungspfeilern, die Krypta, die östlichen Seiten des Querschiffes, die Laurentiuskapelle, das Westwerk, die südliche Mittelschiffswand mit der südlichen Kapellenreihe und, wenig beschädigt, das Nordwerk, der sog. Godehardichor mit dem nördlichen Paradies. Erfreulicherweise war auch das Mauerwerk der Kreuzgänge und die St.-Annen-Kapelle, abgesehen von geringen Brandzerstörungen, heil geblieben[14].“ Man kann diesen Worten noch hinzufügen, daß vor allem auch der sog. Tausendjährige Rosenstock wohl stark versengt, aber nicht vernichtet war.

Verschiedene Umstände, vor allem die Armut der weitausgebreiteten Diaspora-Diözese, in deren Räume seit 1945 die Ostvertriebenen in ungeheuren Massen eingemeindet wurden, so daß das Hildesheimer

[13] Diese umsichtige Einlagerung aller erwähnten Kunstwerke war drei Jahre vor dem Zusammenbruch durch den damaligen, vorhin bereits erwähnten Domdechanten Clemens Stolte erfolgt. Dieser um den Dom und seine reichen Kunstschätze hochverdiente Domdechant Stolte starb am 4. Dezember 1948.

[14] Wilh. Fricke in vorliegender Zeitschrift (1952) 34.

Bistum nach wenigen Jahren rd. 670 000 Katholiken zählte, von denen nur ein gutes Drittel auf die Alteingesessenen und fast zwei Drittel auf die Vertriebenen fielen, ferner die schon länger vermutete und schließlich Ende Juni 1948 erfolgte Währungsreform brachten große finanzielle Schwierigkeiten für den Neubau des Domes mit sich. Trotzdem gelang es dem Kunstsinn und der Energie der verantwortlichen Männer (Bischof, Domkapitel, bischöfliche Berater, Regierung und Landeskonservator), sich schon in einer Sitzung vom 1. Juni 1949 von den vorgelegten fünf Aufbauplänen verschiedener Baumeister für den Plan des schon genannten Architekten Wilhelm Fricke, Hannover, zu entscheiden, weil dieser Plan am besten an das Erhaltene anknüpfte und neue Ideen hinzufügte, die dem künstlerischen und liturgischen Verständnis und Empfinden unserer Zeit besonders entsprachen, vor allem die Aufhebung des mittelalterlichen Baugedankens in Trennung von Priester- und Laienkirche durch die bisherige Lage von Lettner und Chorgestühl, wodurch weitesten Kreisen der Gläubigen der Blick auf den Hochchor mit Altar und Opferpriester, auf die Sitze des Bischofs und der Domgeistlichkeit frei wurde. Die gottesdienstlich bislang fast ungenutzten Querhäuser sollten erschlossen, der Godehardichor wieder zum Hochaltar hin geöffnet und in der Chorapsis der Sitz des Bischofs und im Anschluß daran das Chorgestühl für die Domkapitulare und die übrige Domgeistlichkeit aufgestellt werden.

Ende Juli 1950 setzte die Aufbauarbeit ein. Es wurde mit der Wiedererrichtung der nördlichen Mittelschiffslängswand begonnen, die, in Parallele zur erhaltenen südlichen, im niedersächsischen Stützenwechsel gehalten und bis Dezember 1950 vollendet war. Über das gesamte Mittelschiff wurde eine Massivdecke gelegt. Ende 1950 war die schwierige Fundamentsversteifung fertiggestellt, desgleichen die nördliche Arkadenwand. Mittelschiff wie südliches Seitenschiff waren mit massiven Decken geschlossen. Von März bis Oktober 1951 wurden die Dachstühle über dem Mittelschiff errichtet, die Säulenschäden an der Südarkadenwand beseitigt und das südliche Querschiff mit massiver Decke wieder aufgebaut. Von Oktober 1951 bis Juni 1952 wurden die zerstörten Teile des Hohen Chores und der Apsis restauriert, die Nordkapellenreihe mit Massivdecke, Dachstühlen und provisorischer Dacheindeckung neu gebaut und mit dem nördlichen Seitenschiff und der neuerrichteten Nordarkadenwand verbunden. Zur gleichen Zeit wurde das Fundament der Vierung gesichert und die Vierungspfeiler, soweit sie beschädigt waren, ferner die Vierungsgurtbögen ausgebessert oder, soweit notwendig, neu errichtet. Auch wurden in dieser Zeit die Maßwerkfenster in die nördlichen und südlichen gotischen Kapellenreihen eingebaut. Die Zeit von Juli bis Dezember 1952 brachte den Einbau der neuen Kreuzgewölbe in der nördlichen Kapellenreihe und

die notwendigen Reparaturen in den Kreuzgewölben der südlichen Kapellenreihe. Von März bis September 1953 wurde mit der Restaurierung der Kreuzgangsarme begonnen und 1954 deren Dachstühle mit Hartdeckung neu errichtet. Die Bauperiode von Oktober 1953 bis März 1954 brachte den Wiederaufbau des Rittersaales über der Laurentiuskapelle, der Sommer 1954 den Neubau der Schatzkammer sowie die Wiederherstellung der Dachstühle über dem nördlichen und südlichen Kreuzungsarm und den Wiederaufbau des Vierungsturmes — in den früheren barocken Formen. Im September und Oktober 1954 wurde der Godehardichor instand gesetzt. Die Arbeit am Westwerk begann im Juni 1955, wobei die beschädigten Westtürme bis auf die quadratischen Turmschäfte — in Höhe von 20 m über dem Terrain — abgebrochen wurden. Im Todesjahr des Bischofs, der alle diese Arbeiten, trotz seiner schweren Krankheit, mit äußerster Aufmerksamkeit verfolgt und weithin geleitet hatte, des **Erzbischofs Dr. Joseph Godehard Machens** († 14. 8. 1956), wurde das gewaltige Westwerk und damit der Außenaufbau des Domes vollendet. Die Innenausstattung — Hochchor mit Altar, Kanzel, Orgel, Bischofssitz, Chorgestühl, Seitenkapellen usw. — leitete sein Nachfolger, der am 14. Mai 1957 konsekrierte **Bischof Heinrich Maria Janssen,** wobei ihm, wie seinem Vorgänger, das Domkapitel zur Seite stand.

Am 27. März, dem Sonntag Laetare des Jahres 1960, des Jubiläumsjahres der beiden größten Hildesheimer Bischöfe, der heiligen Bernward (993-1022) und Godehard (1022-1038), die beide im Jahr 960 geboren wurden, weihte der Bischof den wiederhergestellten Dom ein. Als jährlichen Konsekrationstag setzte er den 5. Mai, den Tag der Weihe des Hezilo-Domes (5. 5. 1061), fest. Denn trotz aller Änderungen und Erweiterungen, aller Schäden und Reparaturen, aller Zerstörungen und Wiederherstellungen verwirklicht unser Mariendom in den Grundzügen und wesentlichen Bestandteilen jenen Plan, den im Jahr 1054 Bischof Hezilo mit seinem Baumeister Benno konzipierte.

Diese Grundzüge und Hauptbestandteile unseres Mariendomes sind folgende: frühromanische Basilika mit Mittelschiff, zwei Seitenschiffen und östlichem Querschiff, ruhend auf den Fundamenten des ältesten Domes, den Bischof Altfried am 1. November 872 konsekrierte. Die Pfeiler und Säulen, die die Schiffe tragen, verlaufen im niedersächsischen Stützenwechsel. Zu den Grundzügen des Hezilo-Domes gehörte auch das machtvolle, niedersächsisch-frühromanische Westwerk, wie es sich beispielsweise auch in Minden findet und, im Vergleich zum Hezilo-Dom erhöht, den jetzigen Dom in besonderer Weise schon von weitem kennzeichnet, ferner die Krypta mit der Grabstätte des Bischofs Godehard im östlichen Teil, der über der Krypta im Westen liegende Hochchor und der die Verlängerung der Seitenschiffe nach Osten bil-

dende, weitausgedehnte Kreuzgang. An den von Hezilo erbauten frühromanischen dreischiffigen Dom mit flacher Decke hatte, wie oben dargelegt, das 14. Jahrhundert unter Bischof Otto II. (1319-1331) eine südliche und nördliche Kapellenreihe im gotischen Stil gleichsam als viertes und fünftes Schiff angefügt. Die südliche Kapellenreihe, die die Verbombung des 22. März 1945 überstanden hatte, erhielt in ihren Fenstern wieder gotische Formen an Stelle der im frühen 18. Jahrhundert eingefügten barocken, die nördliche Kapellenreihe wurde in gotischen Formen mit entsprechendem Maßwerk neu erbaut. Weshalb die Eingänge vom Seitenschiff zu den gotischen Kapellen hier in Rundstatt in Spitzbögen gehalten sind, bleibt rätselhaft. Das prächtige Nordparadies des Jahres 1412 ist erhalten. Da der Renaissance-Lettner in die neuerrichtete Antonius-Kapelle verlegt wurde und aller Barock der Zerstörung anheimfiel, bietet sich unser Dom dem Beschauer als frühromanische Basilika mit angebautem gotischem Kapellenkranz und gotischem Nordparadies dar. Als Fremdkörper erscheint lediglich der barocke Vierungsturm. Daß dieser Turm, der vollständig zerstört war und ganz neu erbaut werden mußte, nicht nach der im Domschatz vorhandenen ursprünglichen romanischen Form gestaltet wurde, liegt wohl an der Bedeutung, die die Goldene Kuppel als Wahrzeichen der Stadt besaß. Wohl trug auch der ehemalige romanische Vierungsturm seit dem letzten Drittel des 14. Jahrhunderts eine goldene Bedachung; aber der barocke Vierungsturm war mit seiner goldenen Kuppel in den fast zweieinhalb Jahrhunderten seines Bestehens dem Volk derart vertraut und lieb geworden, daß gerade er den Hildesheimer Mariendom kennzeichnete. Wer sich an Sommerabende erinnert, an denen er in den Abendstunden vom Berghölzchen her die untergehende Sonne sich in der goldenen Domkuppel widerspiegeln sah, wird verstehen, daß aus einem tiefen Pietätsgefühl heraus der Dombaumeister die alte Form des Vierungsturmes erwählte, allerdings in der Erwartung, daß das, was die Diözese zweimal geleistet hatte, nämlich der Gottesmutter ein goldenes Dach zu schenken, sie auch noch ein drittes Mal bewerkstelligen würde.

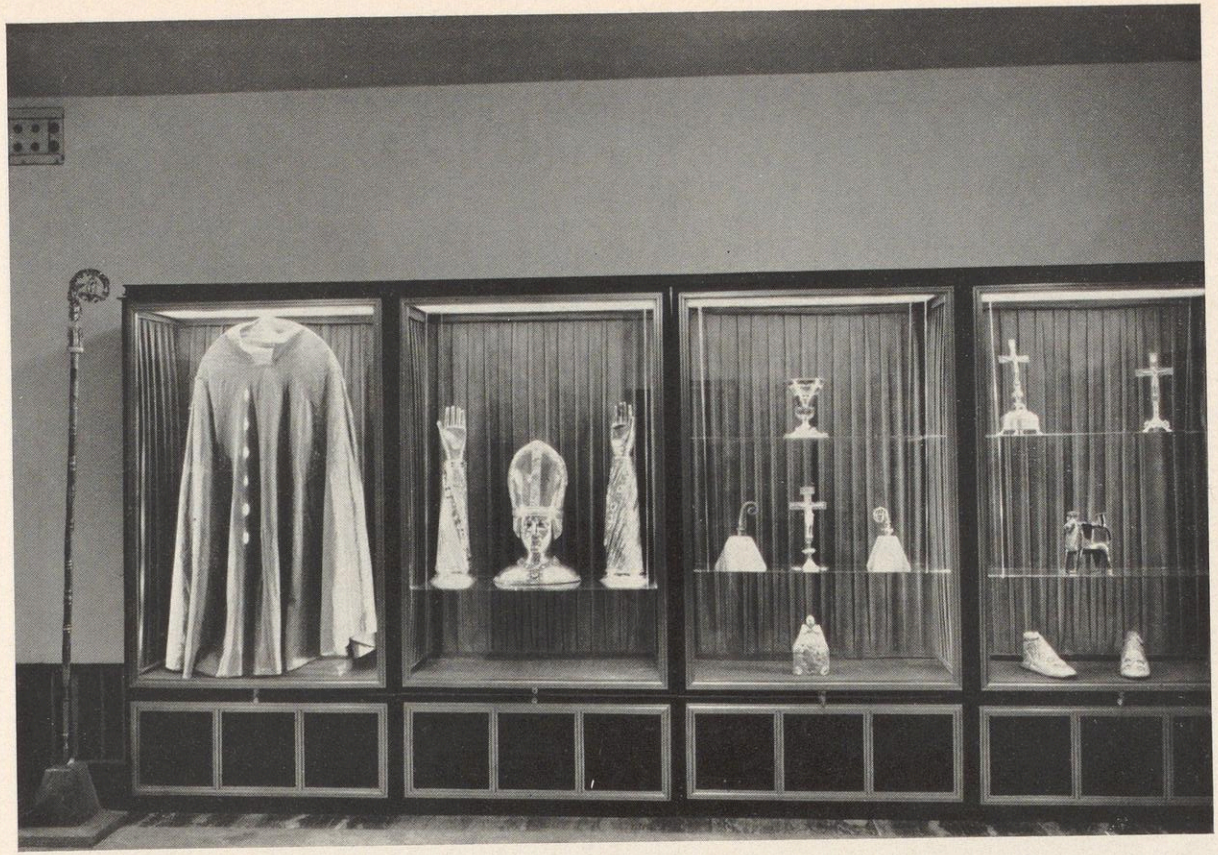
Im Westwerk des Domes hängt in den Turmstuben das sehr voll und harmonisch klingende Geläut, das in seiner Vielgestaltigkeit und Klangfülle in einem Artikel des nächsten Heftes mit zur Behandlung kommen soll[15]. Es wird noch angenehmer klingen, wenn die vom Domkapitel längst beschlossenen und vom Bischof gewünschten Jalousien eingefügt sind. Diese werden nicht nur Regen und Schnee, die im Innern des Westturms zerstörend wirken, fernhalten. Sie werden nicht

[15] Über das frühere Geläut vgl. A. Tenge in vorliegender Zeitschrift (1955) 74-80.

nur das unschön wirkende Gebälk den Blicken des Beschauers verbergen und es vor Feuchtigkeit schützen. Sie werden vor allem das Geläut selber in seiner Klangschönheit weicher gestalten. In ihrer Nr. vom 10. März 1963 machte die „Münchener Katholische Kirchenzeitung" unter der Überschrift „Gegen offene Kirchentürme" folgende beachtenswerte Bemerkungen: „Für die Akustik von Kirchenglocken bewähren sich nach den bisherigen Erfahrungen geschlossene Türme besser als offene. Wie der Münchener Kunsthistoriker und Oberkonservator am Bayerischen Landesamt für Denkmalspflege, Msgr. Prof. Dr. Franz Dambeck, mitteilt, hat der Beratungsausschuß für das Glockenwesen dazu eingehende Versuche in Berlin und Köln durchgeführt. In einem Gutachten der Kommission wird darauf hingewiesen, daß der Glockenton im geschlossenen Kirchenturm wegen seiner besseren Resonanz von weittragender Weichheit erfüllt, in stark durchbrochenen Türmen dagegen für die unmittelbare Umgebung laut, jedoch von mäßiger Fernwirkung sei. Anlaß zu diesen Untersuchungen bildeten zahlreiche Beschwerden an Pfarrämter und Ordinariate über eine zu große Lärmbelästigung durch Kirchenglocken."

Der zweite Teil dieses Artikels, der die reichen Kunstschätze unseres Domes behandeln wird, soll erst im Vereinsheft des Jahres 1964 erscheinen. Der Grund hierfür ist ein zweifacher: es sind derart viele und kostbare Domschätze aus den verschiedensten Kunstepochen erhalten, daß der Artikel zu lang werden würde. Zu diesen Kunstschätzen gehören 1. die Schätze im Innern des Domes, die durch die Sorgfalt des Domdechanten Clemens Stolte frühzeitig geborgen wurden. Aus der romanischen Zeit sind es vor allem: die Bernwardstüren und die Christussäule, der Radleuchter Hezilos, die Prachtschreine der heiligen Dompatrone Godehard und Epiphanius und das weltberühmte Taufbecken; aus der gotischen Zeit: die Gnadenmadonna und die Tintenfaßmadonna; aus der Renaissancezeit: der Lettner, der jetzt in der Antoniuskapelle aufgestellt ist. Der Barock ist vertreten durch den flämischen Maler Cornelis de Vos († 1651), durch die silberne Marienstatue der Irmensäule (1741), die selber vielleicht auf die ersten Zeiten der Geschichte unserer Diözese zurückgeht, durch die zwei Apostelfiguren aus Alabaster von Johann Friedrich Ziesenis, Hannover (1743) und die acht barocken Figuren zweier Beichtstühle aus der Zeit um 1700. Der Rokokokunst gehören die drei Statuen vom Immakulata-Altar: Maria, Joachim und Anna, an (1731). Sie sind von Paul Egell aus Mannheim geschnitzt. Daß die Herstellungszeiten der Barockwerke z. T. später als dieses ausgesprochene Werk des Rokoko liegen, hat seinen Grund in der geographischen Lage; auch gehen Barock und Rokoko im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts in manchen Zügen inein-

Querschnitt durch die Schatzkammer. Die fünf ersten Schränke (Ostwand). Einzelheiten im Text. In der Mitte eine Glasvitrine mit Werken aus der romanischen Zeit.



Die Schränke der Nordseite in der Domschatzkammer, hauptsächlich Werke, die sich auf Bischof Bernhard beziehen. Einzelheiten siehe Text!

ander über, ähnlich, wie wir es bei der Spätgotik und Renaissance am Lettner sehen.

Zum Domschatz gehören 2. vor allem die zahlreichen und vielfältigen Kunstschätze, die in 16 Schränken, z. T. durch Glasplatten in zwei Etagen gegliedert, und fünf Vitrinen, Tischen mit Glas überdeckt, ausgestellt sind. In den Vitrinen sind die alten Codices seit der Zeit Altfrieds mit ihren vielfach herrlichen Miniaturen aufbewahrt. Ein weiterer Grund, weshalb der zweite Teil dieses Artikels erst im nächsten Heft erscheinen soll, liegt darin, daß z. Z. in der Domschatzkammer noch eine Anzahl wertvoller Kunstwerke fehlen, die sich seit langem in Restauration befinden, darunter vor allem das Fiesole-Hausaltärchen und die Große Goldene Madonna des Bischofs Bernward[16], deren Entstehung R. Wesenberg in seinem bedeutenden Werk über die bernwardinische Plastik um das Jahr 1000 ansetzt.

3. Die Kunstschätze im Nebenraum der Domschatzkammer, dem früheren Rittersaal, sind fast noch sämtlich in Bearbeitung, so die wertvollen Gobelins aus der berühmten Teppichmanufaktur des François de Planche aus Paris (1610-1620), silberne Antipendien und verschiedene Gemälde. Diese Kunstwerke könnten im Rittersaal den Anfang eines Diözesan-Museums bilden, so daß Domschatz und Diözesan-Museum nahe beieinander lägen.

Welchen vornehmen Eindruck die Domschatzkammer jetzt macht, soll auf den zwei letzten Bildseiten gezeigt werden, um unsere Vereinsmitglieder zur Besichtigung des Domes und seiner Schätze anzuregen.

Der neuen Innenausstattung des Domes soll im nächsten Heft ein eigener Artikel gewidmet werden.

[16] R. Wesenberg, Bernwardinische Plastik (1955) 59 ff.

Die Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

Prälat Prof. Dr. Algermissen, Domkapitular, Hildesheim, Domhof 16

Stud. theol. Klaus Berger, München, Zenettistraße 12

Pfarrer Hermann Engfer, Leiter der Dombibliothek und des Diözesanarchivs, Hildesheim, Mühlenstraße 25

Oberlandesgerichtsrat Dr. Robert Figge, Celle, Sprengerstraße 28

Mittelschullehrer H. Hahnemann, Goslar, Nieperstraße 36

Archivrat Heinz Röhr, Königslutter, Pastorenkamp 12

Für den Inhalt verantwortlich: Prof. Dr. Algermissen, Hildesheim

ENTSÄUERT
PAL 01/2019

Niedersächsische
Landesbibliothek
Hannover